

E R M A N N K A M P E R +

Jugendjahre
in Westfalen

1854–1870



Hermann Kämper †

Jugendjahre in Westfalen

1854—1870

Von
Hermann Kämper †

Herau gegeben von
Dr. Dr.-Ing. e. h. Otto Kämper

1932

Verlag Die Wohnung, Berlin S 14

Meiner lieben Mutter
gewidmet

Brieslow (Westhavelland), den 26. August 1932

Vorwort

Die nachstehenden Jugenderinnerungen meines schon am 2. August 1912 dahingeschiedenen Vaters umfassen eine Zeitspanne, die etwa zwischen den Jahren 1854 und 1870 liegt. Es war ursprünglich mein Wunsch, diese Erinnerungen durch Vervielfältigung einem kleinen Freundeskreise zugänglich zu machen, es ist mir aber gerade im Laufe des letzten Jahres die Überzeugung gekommen, daß sie auch über diesen Kreis hinaus gerade in der westfälischen Heimat hier und dort Leser finden werden. Wenn sie auch nicht von außerordentlichen Begebenheiten zu berichten wissen, so sind sie doch ein schlichter und bescheidener Beitrag zur Heimatkunde im engeren und weiteren Sinne. Das Leben des Dorfs und seiner Bewohner, wirtschaftliche und kulturelle Dinge finden wir in buntem Wechsel getreulich aufgezeichnet und manches, was längst vergessen und doch der Erinnerung wert ist, wird dem Verständnisse der Gegenwart näher gerückt. Was aber diesen Erinnerungsblättern einen besonderen Zauber verleiht, ist die innige Verbundenheit des Verfassers mit der ländlichen Heimat, mit Wald und Wasser, mit Pflanzen- und Tierwelt, und die herzliche Lebensfreude, die sich aus dieser Verbundenheit ergibt. Man spürt die tiefe und schöne Wahrheit des Wortes vom Segen der Erde, wenn man diese ohne bestimmte Absicht nur aus froher Jugenderinnerung heraus geschriebenen Zeilen liest. Niemand wird ahnen, daß der Verfasser sie in einer Zeit niederschrieb, in der schon die dunklen Schatten unheilbarer Krankheit sein Haupt umhüllten.

Die kleine Schrift soll aber nicht allein der Erinnerung gewidmet sein, sondern sie soll vor allem zu einer Generation sprechen, in der die Erkenntnis allgemein wird, daß der Weg vom Lande in die Großstadt ein unglücklicher Irrtum war und die Verbindung des Menschen mit dem Boden nicht ohne schwere Gefährdung der Volksgemeinschaft gelöst wird. Ich weiß, daß in der Geschichte die

Dinge niemals so wiederkehren, wie sie waren, und daß man auch mit aller Kunst der Organisation vergangene Lebensformen nicht wieder lebendig machen kann. Aber darauf kommt es auch letzten Endes nicht an. Es läßt sich nur sehr leicht entscheiden, ob das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit in seiner Grundrichtung und in seiner Umwelt gesund war und Segen brachte. Segen nicht allein für jene, die dies Leben gelebt haben, sondern weit darüber hinaus auch für spätere Geschlechter. In diesem Sinne mag die kleine Schrift, in der ich mit getreuester Dankbarkeit das Andenken meines Vaters festhalten will, gelesen und geprüft werden. Ich zweifle nicht daran, daß sie die Probe bestehen wird.

Berlin, im August 1932.

Otto Kämper.

Hermisdorf (Mark), im Mai 1911

Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hat aufgehört zu schlagen, der Ruhestand tritt in seine Rechte. Der Geist und die Feder wollen aber noch nicht ganz ruhen, deshalb möchte ich in kurzen Zügen einiges über meine so freudevoll verbrachte Kindheit und über den Ort, in dem ich sie erlebte, erzählen.

Meine Lieben bringen den Aufzeichnungen vielleicht Interesse entgegen.

*

In dem südwestlichen Teile der Grafschaft Ravensberg, der an den Regierungsbezirk Münster stözt, liegt in einer ebenen, von einem klaren Bach durchflossenen Gegend die Bauerschaft Oesterweg. Die einzelnen Bauerngehöfte und die dazu gehörigen Rotten sind auf einer etwa eine Quadratmeile betragenden Fläche zerstreut. Die Bauern nennen sich Kolone, die Bewohner der Rotten Heuerlinge. Diese Bezeichnungen werden auch im amtlichen Verkehr angewendet.

Ein Kolon, der umfangreichen und von seinem Hof zu weit entfernten Grundbesitz hatte, dessen Bearbeitung ihm Schwierigkeiten bereitete, erbaute früher auf diesem entfernten Besitzteil einen Rotten, das ist ein Haus mit einer Stube, ein bis zwei Kammern, Küche und Stallung für ein bis zwei Kühe.

Der Bewohner des Rotteins hatte dafür neben einem geringen Mietzins an einer bestimmten Anzahl von Tagen dem Kolon bei den landwirtschaftlichen Arbeiten Hilfe zu leisten.

Zwischen den Kolonen und Heuerlingen herrschte ein musterhaftes Verhältnis, so daß es die Regel bildete, daß in demselben Rotten viele Generationen derselben Familie heranwuchsen.

Aber nicht allein für fernab liegende Besitzteile hatte der Kolon Rotten errichtet, sondern auch in nächster Nähe seines Bauergutes, damit ihm in eiliger Zeit, wenn es nötig war, Hilfe schleunigst zur Verfügung stand.

Inmitten der Bauerschaft an einer uralten sandigen Landstraße war das Schulhaus, das mein Vater im Jahre 1854 als neuer Lehrer der Gemeinde bezog. Die vorherige Lehrerstelle hatte mein Vater in einer landschaftlich sehr schönen Gegend des Wesergebirges innegehabt. Das geringe bare Gehalt hatte ihn von da wohl weniger vertrieben als der Umstand, daß die zu der Schulstelle gehörigen Ländereien zu schwer zu bearbeiten waren.

In der neuen Stelle war die Bearbeitung des nicht so ertragreichen leichten sandigen Bodens eine weit leichtere. Dies hatte für den Stellenwechsel den Auschlag gegeben.

Die Stellung des Vaters wurde in der neuen Umgebung in kurzer Zeit von großem Vertrauen getragen. Der Vater wurde der Berater und Helfer der Landleute bei Schwierigkeiten aller Art. Er vermittelte vielfach den Briefverkehr zwischen Eltern und Kindern, die damals, wenn sie erwachsen geworden waren, in großer Zahl über das große Wasser nach Nordamerika übersiedelten, um da ihr Glück zu versuchen. Er nahm teil an den Freuden und Leiden der gesamten Bevölkerung. Es kam in der Gemeinde keine wichtige Angelegenheit zur Verhandlung, in der der Vater zuvor nicht um Rat gefragt wurde. Die Mutter, mit einem freundlichen, lebhaften Wesen begabt, ergänzte den ersten Vater bei seinem Wirken in hohem Maße. Das bare Einkommen des Vaters wurde auf 150 Taler geschätzt, daß es dabei nicht leicht war, bei fünf unversorgten Kindern — zwei waren schon in Brot — die Familie durchzubringen, liegt auf der Hand.

Die Bearbeitung des Ackers gestaltete sich in der neuen Stelle so günstig, daß sie dem Vater keine große Sorge bereitete. Das Düngerfahren, Pflügen und Eggen führten die dem Vater sehr zugetanen größeren Bauern gern gegen ein Trinkgeld für den Knecht aus; sie erbogen sich dazu freiwillig. Solange die Familie aus acht Köpfen bestand und daher zwei bis drei Kühe und zwei Schweine gehalten werden mußten, war auch noch ein Dienstmädchen mit an der großen Tafel des Hauses. Diese Kraft war um so mehr nötig, als sich ein großer und ein kleinerer Garten beim Hause befanden.



Alte Schule in Oesterweg

Das Schulhaus war wie die Bauernhäuser in der Form des niedersächsischen Bauernhauses gebaut.

Eine gepflasterte Einfahrt führte auf die Tenne. Von dieser trat man rechts in ein sonniges Zimmer, in dem unsere gute, alte, völlig gelähmte Großmutter hauste. Hier war auch gewöhnlich der Aufenthalt der Kinder.

Die Großmutter saß während des ganzen Tages auf einem Stuhl und konnte sich gar nicht fortbewegen, sie konnte uns Kinder nicht entbehren, wir sie aber auch nicht. Wer hätte wohl so schöne Märchen erzählen sollen wie sie. Niemand konnte so schöne Geschichten und soviel von Kriegszeiten erzählen als sie, die erfahrene Frau, die die schweren Kriegsnöte in der Nähe der Festung Minden durchlebt hatte.

An derselben Seite des Hauses straßenwärts war das Schlafzimmer der Eltern und das Esszimmer, in dem sich der Vater gewöhnlich aufhielt. Auf der linken Seite war der Kuhstall und darüber der Stroh- und Heuboden. An den Stall schloß sich ein Keller und

Inmitten der Bauerschaft an einer uralten sandigen Landstraße war das Schulhaus, das mein Vater im Jahre 1854 als neuer Lehrer der Gemeinde bezog. Die vorherige Lehrerstelle hatte mein Vater in einer landschaftlich sehr schönen Gegend des Wesergebirges innegehabt. Das geringe bare Gehalt hatte ihn von da wohl weniger vertrieben als der Umstand, daß die zu der Schule gehörigen Ländereien zu schwer zu bearbeiten waren.

In der neuen Stelle war die Bearbeitung des nicht so ertragreichen leichten sandigen Bodens eine weit leichtere. Dies hatte für den Stellenwechsel den Ausschlag gegeben.

Die Stellung des Vaters wurde in der neuen Umgebung in kurzer Zeit von großem Vertrauen getragen. Der Vater wurde der Berater und Helfer der Landleute bei Schwierigkeiten aller Art. Er vermittelte vielfach den Briefverkehr zwischen Eltern und Kindern, die damals, wenn sie erwachsen geworden waren, in großer Zahl über das große Wasser nach Nordamerika übersiedelten, um da ihr Glück zu versuchen. Er nahm teil an den Freuden und Leiden der gesamten Bevölkerung. Es kam in der Gemeinde keine wichtige Angelegenheit zur Verhandlung, in der der Vater zuvor nicht um Rat gefragt wurde. Die Mutter, mit einem freundlichen, lebhaften Wesen begabt, ergänzte den ersten Vater bei seinem Wirken in hohem Maße. Das bare Einkommen des Vaters wurde auf 150 Taler geschätzt, daß es dabei nicht leicht war, bei fünf unverjüngten Kindern — zwei waren schon in Brot — die Familie durchzubringen, liegt auf der Hand.

Die Bearbeitung des Ackers gestaltete sich in der neuen Stelle so günstig, daß sie dem Vater keine große Sorge bereitete. Das Düngersfahren, Pflügen und Eggen führten die dem Vater sehr zugetanen größeren Bauern gern gegen ein Trinkgeld für den Knecht aus; sie erbosten sich dazu freiwillig. Solange die Familie aus acht Köpfen bestand und daher zwei bis drei Kühe und zwei Schweine gehalten werden mußten, war auch noch ein Dienstmädchen mit an der großen Tafel des Hauses. Diese Kraft war um so mehr nötig, als sich ein großer und ein kleinerer Garten beim Hause befanden.



Alte Schule in Oesterweg

Das Schulhaus war wie die Bauernhäuser in der Form des niedersächsischen Bauernhauses gebaut.

Eine gepflasterte Einfahrt führte auf die Tenne. Von dieser trat man rechts in ein sonniges Zimmer, in dem unsere gute, alte, völlig gelähmte Großmutter häusste. Hier war auch gewöhnlich der Aufenthalt der Kinder.

Die Großmutter saß während des ganzen Tages auf einem Stuhl und konnte sich gar nicht fortbewegen, sie konnte uns Kinder nicht entbehren, wir sie aber auch nicht. Wer hätte wohl so schöne Märchen erzählen sollen wie sie. Niemand konnte so schöne Geschichten und soviel von Kriegszeiten erzählen als sie, die erfahrene Frau, die die schweren Kriegsnöte in der Nähe der Festung Minden durchlebt hatte.

An derselben Seite des Hauses straßenwärts war das Schlafzimmer der Eltern und das Esszimmer, in dem sich der Vater gewöhnlich aufhielt. Auf der linken Seite war der Kuhstall und darüber der Stroh- und Heuboden. An den Stall schloß sich ein Keller und

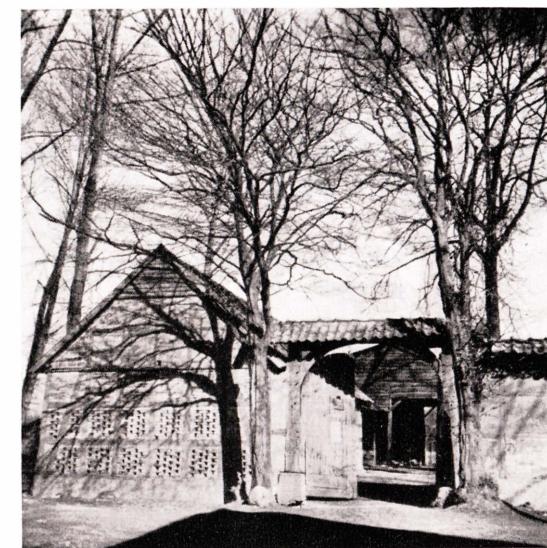


Alte Schule in Oesterweg, vom Feld aus

daran die offene Küche. Die hintere Giebelfront nahm im Erdgeschöß das Schulzimmer ein. Über demselben befanden sich noch ein Kornboden und mehrere Kammern, in denen das Mädchen und die Kinder schliefen. Eine breite eichene Treppe führte von der Küche aus zu den luftigen, nicht heizbaren Räumen.

Damals ist wohl niemand auf den Gedanken gekommen, daß es wünschenswert oder gar nötig sei, die Räume heizbar herzurichten, auch uns Kindern war es ganz selbstverständlich, daß diese Räume ohne Öfen waren. Bei starker Kälte deckten wir uns mit unseren schweren Betten bis über die Ohren zu und schliefen einen recht gesunden Schlaf. Nur das Aufstehen kostete Überwindung; bekennen muß ich auch, daß die Frühwäsche, die unter der Pumpe in der Küche stattfand, an so kalten Tagen manchmal sehr mangelhaft ausfiel.

Von der Küche aus führte noch eine kleine Tür zu dem einen Morgen großen mit Hainbuchenhecke umgebenen Garten, in dem

Hofeingang zu dem Bauernhof,
der der alten Schule an der Straßenseite gegenüberliegt

sich etwa 40 große Obstbäume aller Art befanden. Es waren auch drei schöne Lauben aus Hainbuchenhecke darin. In diesem Garten spielte sich ein großer Teil unseres Kinderlebens ab.

Vor dem Haupt-Hauseingang lag, durch einen Fahrweg von dem großen Garten getrennt, noch ein kleiner Garten in der Form eines Dreiecks, der mit einer Weißdornhecke umgeben und zur Obstbaumshule eingerichtet war. Links vom Hauseingange befand sich ein größeres Stallgebäude, in dem die Schweine untergebracht waren, auch diente dieses Gebäude als Holzaufbewahrungsraum. In einem kleinen Anbau zu diesem Gebäude war ein lichter Raum, der am Ende der vierziger Jahre zur Seidenraupenzucht gedient hatte. Darunter war ein großer Keller.

Auf einem schmalen, neben dem Hause nach der Landstraße zu belegenen Gartenstreifen trieb der Vater Blumen-, insbesondere Rosenzucht.

Dieses Gärtchen zog wegen seiner schönen Blumen im Sommer die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich.

Gegenüber dem Schulhause auf der andern Seite der Landstraße war ein Wirtshaus. Dieses Haus war wohl dem Schulhause am nächsten, der Besitzer war aber nicht der offizielle Nachbar, dieser, ein Kolon Schürmann, wohnte fast eine halbe Stunde vom Schulhaus entfernt. Altem Herkommen gemäß hatte jeder Bauer einen ein für alle Mal bestimmten Nachbarn, dem mancherlei Pflichten oblagen. Sie bestanden besonders darin, dem andern bei Unglücksfällen helfend zur Seite zu stehen. Bei Todesfällen hatte der Nachbar alle Gänge für die Trauerfamilie zu besorgen: Das Anzagen des Todesfalles, in der Regel bei fast allen Gemeinde-Eingesessenen, die Verhandlungen mit dem Pfarrer, die Besorgungen beim Tischler, Küster, Totengräber usw. Einwohner, die sich erst in neuerer Zeit angesiedelt hatten, hießen Neubauer, sie waren meist nachbarlos.

An die Baumsschule stoßend, der Hauseinfahrt gegenüber befand sich ein Feld mehrere Morgen groß, umgeben von einem Wall, der mit prächtigen Eichen und Unterholz aller Art besetzt war. Das Feld erstreckte sich bis an den schönen Klaren, etwa vier Meter breiten Bach (die alte Hessel), dessen Ufer mit Bäumen der verschiedensten Art bestanden waren.

Dieser Bach mit seinen schönen Gehölzen war meist das Ziel, dem wir Kinder in der wärmeren Jahreszeit zustrebten, um der Ausgelassenheit und Kinderfreude die Hügel schießen zu lassen. Über den Bach führte in einer Entfernung von 500 m vom Schulhause eine Holzbrücke, über die man in endlose prächtige Wiesen gelangte. Hier hatte das Kinderherz alles, was es begehrten konnte: Wasser mit Fischen und Krebsen, Wald mit schönen Bäumen und Sträuchern, der zum Suchen von Nüssen, Eicheln, Bucheckern, Beeren und auch Vogelnestern einlud; die im schönsten Blumenschmuck prangenden Wiesen.

Zu diesem Bach, der in unserm Kinderleben eine so große Rolle spielte, werden wir in den folgenden Betrachtungen noch öfter zurückkehren.

Der am Schulhause vorbeiführende sandige Weg war eine uralte Landstraße zwischen Bielefeld und Münster.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Eisenbahn ein noch sehr neues Beförderungsmittel, an das sich selbst die großen Handelsherren nicht so gleich gewöhnen konnten. Viele Waren, die vorteilhafter mit der Eisenbahn hätten befördert werden können, wurden noch durch Fuhrwerk aus dem Bergisch-Märkischen Lande nach Hannover, Braunschweig, Magdeburg und Leipzig in althergebrachter Weise befördert.

Die Gespanne, die zur Sicherheit nie einzeln fuhren, erregten durch ihre Ausstattung großes Aufsehen.

Der Kutscher trug über seiner gewöhnlichen Kleidung, zu der eine Sammelmöuse gehörte, einen blauen Kittel, eine stark mit Messing beschlagene Peitsche und als Kopfbedeckung einen runden Hut, selten Mütze. Seine Stiefel waren mit fingerdicken Sohlen versehen und mit großen Nägeln beschlagen.

Die Pferde waren groß und starknochig, mit starken Eisen beschlagen und mit hohem Kummetsgeschirr angetan, an dem reiche Messingverzierungen und ein kleines Glockengeläute angebracht war. Daß alle Messingteile hübsch blank geputzt waren, war eine Hauptfuge des Kutschers.

Der Wagen hatte zwei hohe Räder und war mit Segeltuch so überspannt, daß dem Inhalt nur von vorn beizukommen war. Eine Karawane solcher Gespanne — meist mit nur einem Pferd — machte großen Eindruck auf uns Kinder, wir hielten uns deshalb in ihrer Nähe, solange sie beim Nachbarwirtshause Rast machte. Den Kinderaugen erscheint alles Fremde größer, als es in Wirklichkeit ist: Die Kutscher dünktet uns als Riesen, und Pferde hatte sich unsere Phantasie nie so groß ausgemalt. Die beschriebenen Gespanne sieht man im Bergisch-Märkischen Lande heute noch.

Die alte Landstraße war auch der Postweg, solange eine Chaussee zwischen den beiden Kreisorten Halle (Westfalen) und Warendorf nicht vorhanden war, sie wurde anfangs der sechziger Jahre gebaut.

Das Erscheinen der vierspännigen Post, die Signale des Postillons auf seinem Horn brachten uns Kinder regelmäßig in eine freudige

Aufregung, namentlich wenn sich Reisende im Wagen befanden, welche das Bedürfnis fühlten, im Wirtshause sich selbst zu stärken oder dem Schwager eine Stärkung in Gestalt eines guten Kornsnapses zuzuwenden. Da war dann ein nicht vorhergesehener Aufenthalt, währenddessen wir den Wagen und die Reisenden musterten, unvermeidlich. Bei der Abfahrt gab's meist ein Wettrennen zwischen der Post und den Knaben, das regelmäßig schon beim nächsten Hause mit einer Niederlage der letzteren endete.

Die erwähnte Obstbaum- und Rosenzucht steigerten das Einkommen des Vaters nicht unerheblich. Wir Jungen mußten, sobald wir herangewachsen waren, daß wir bei den leichten Arbeiten — Hacken, Täten und Harken — etwas leisten konnten, tüchtig mit heran. Der Vater bevorzugte mich dabei ganz besonders, weil ich seiner Meinung nach der Amstelligste dabei sei. Beim Okulieren mußte ich die so wünschenswerten kleinen Handreichungen leisten, und beim Propfen war es meine Sorge, die gepropften Bäume mit einer Mischung von Lehm und Ruhmüst zu verschmieren. Diese Arbeiten verrichtete ich mit viel Liebe und hatte dabei dem Vater bald die Kunst abgesehen, so daß ich mich daran mache, auf eigene Faust zu veredeln. Die Rosen suchte ich im Walde oder in Hecken auf und freute mich nicht wenig, wenn die darauf okulierten Augen anwuchsen. Ich erlebte dann aber oft den Kummer, daß da, wo ich okuliert hatte, andere sich im Herbst die Edelrosen holten; Leute, die meine Liebhaberei beobachtet hatten, ließen sich die Gelegenheit, billig Rosen zu bekommen, nicht entgehen. Ein von mir als Kind mit Rotdorn gepropfter Weißdornstrauch wuchs prächtig heran und machte uns vor fast fünfzig Jahren durch sein schönes Blühen viele Freude; heute ist er ein starker Baum, in dessen Schatten der Wohnnachbar, der inzwischen das Schulgrundstück angekauft hat, sich mit seiner Familie mit Vorliebe aufhält.

Auch auf dem Felde mußten wir Kinder tüchtig mitwirken. Es gab da so viele Arbeiten, bei denen die Hände kräftiger Knaben von großem Nutzen werden konnten: Das Heranholen von Futter für das Vieh, Ausgraben und Aufräumen von Kartoffeln. Das Hin-

bringen von Frühstück, Mittagessen und Kaffee nach dem Lande, wenn Arbeiter zur Hilfe herangezogen waren, war eine von uns Kindern gern übernommene Arbeit. Beim Frühstück durfte am Schnapsglas ein wenig genippt werden, beim Kaffee wurde tapfer mitgegessen und getrunken. Das mit Butter geschierte Brot vom westfälischen Pumpernickel mundete im Freien zu gut. Auch an der gewöhnlich im Schulzimmer gedeckten Abendtafel, an der wir Kinder mit den von der Arbeit heimgekehrten Taglöhniern aßen, nahmen wir bei dicker oder Plundermilch und mit Speck- und Zwiebeltunke übergossenen Kartoffeln recht tüchtigen Anteil.

Hier will ich nicht unerwähnt lassen, daß meine erwachsen gewordenen Geschwister, die ihre Kindheit im Wesergebirge verlebt hatten, weit mehr zur Arbeit auf dem Felde herangezogen worden sind als die jüngeren Geschwister, ihre Kindheit hat sich überhaupt nicht so freundlich gestaltet als bei den Kindern, die sie in Oesterweg verlebten.

Zur Schule gehörte auch eine Wiese, die eine Stunde Weges entfernt war. Außerdem hatte der Vater noch eine andere Wiese gepachtet, um genügend Futter für die Kühe den Winter über zu haben.

Die mit der Heuernte verknüpften Arbeiten waren uns Kindern stets eine Lust; sie sind so leicht, daß sie kräftige Kinder sehr gut ausführen können. Dann gibt es dabei lange Pausen, die zum Ausruhen in der Wallhecke und zum Suchen von Beeren oder Nüssen verwendet werden können.

Diese Pausen nutzten wir gewöhnlich durch Umherstreifen in den naheliegenden Gebüschen, manchmal auch durch Fischen in den Gräben, die sich häufig an den Wegen entlangzogen, aus.

Bei der Heimkehr schmeckte das Abendbrot vortrefflich, und ein gesunder Schlaf stärkte für den nächsten Tag zu neuer Arbeit.

Es ist eine sehr verständige Einrichtung, daß auf dem Lande die Schulferien nicht mit denen in der Stadt zusammenfallen, sie passen sich da den Bedürfnissen der ländlichen Bevölkerung an, vier Wochen Ernte-(Roggen)ferien und vier Wochen Kartoffelferien (Kartoffelernte). In diese Ferien fielen dann auch die beiden Heuernten. Der Zeitpunkt der Ferien stand auch nicht unbedingt fest, wenn

z. B. in einem Jahre erst spät im Frühjahr warmes Wetter eintrat und der Roggen spät reiste, wurden die Ferien entsprechend später gelegt.

Das Hüten der Kühe war namentlich im Herbst, wo die Tiere in den Wiesen frei weiden konnten und nur dahin beaufsichtigt werden brauchten, daß sie nicht auf fremdes Gebiet gingen, stets eine gern übernommene Beschäftigung. Die Taschen voll Obst und Kartoffeln, wurde mit benachbarten Kindern, die ebenfalls die Kuh hüten mußten, losgegangen. Fromme Tiere wurden auf der Wiese ganz freigelassen, solche, denen zuzutrauen war, daß sie beim Wiedereinfangen Schwierigkeiten machen würden, wurden mit dem Kopfe kurz an ein Vorderbein gebunden, so daß sie am Laufen behindert waren.

Wir frei und die Tiere frei, welche Lust! Das erste war gewöhnlich, daß ein Feuer gemacht wurde, an dem Äpfel gebraten und Kartoffeln geröstet wurden. Mit hohem Genuss wurden diese Leckerbissen bald verzehrt.

Da die Tiere ruhig ihrer Nahrung nachgingen, konnten wir Kinder uns seitwärts in die Gebüsche schlagen, um Beeren oder Nüsse zu suchen.

Die Zeit verging uns immer viel zu schnell, denn wenn das Gemeinde-Glöcklein um zwölf Uhr mittags läutete, wären wir gern noch recht lange geblieben, wir mußten dann aber aufbrechen, um zum Mittagessen zu Hause zu sein. Das erwähnte Glöcklein hat, so oft ich es gesehen, meine besondere Aufmerksamkeit erregt. Es hing an einem ziemlich in der Mitte der Gemeinde erhöht aufgestellten Gerüst, das aus vier etwa fünfzehn Meter hohen in der Spitze zusammengehaltenen Balken bestand. Darüber befand sich ein winziges Dach, das nur dem Glöcklein Schutz bot. Auf einen der schräg zueinander gestellten Balken waren schmale Latten aufgenagelt, die als Leiter zum Besteigen des Gerüstes dienten.

Geläutet wurde früh um sieben, mittags um zwölf und abends um sieben Uhr. Die Glocke diente in erster Linie dazu, die auf dem Felde arbeitenden Leute über die Zeit zu unterrichten, sie galt aber auch als Betglocke. Ferner ließ das Glöcklein bei Beerdigungen sein Klaglied ertönen und begleitete den Toten damit bis zur



Gemeinde-Glocke in Oesterweg

Gemeindegrenze. Auch beim Ausbruch von Feuer rief es aus seiner luftigen Höhe Hilfe herbei. Eine Kirche befand sich in der Gemeinde nicht, Oesterweg gehörte zu der eine halbe bis dreiviertel Stunden entfernten Pfarre Versmold.

Der Vater hielt streng darauf, daß wir Kinder ebenso wie er selbst regelmäßig die Kirche besuchten, ohne aber darauf zu halten, daß wir stets unter den übrigen Schülern der Gemeinde unsern Platz nahmen; diese Freiheit gewährte er auch den anderen Kindern. Der Schülerplatz stand unter scharfer Aufsicht der gesamten Lehrerschaft der eingepfarrten fünf Gemeinden, so daß es sehr angebracht war, an dieser Stelle während des Gottesdienstes eine möglichst fromme Miene aufzusezen. Das war aber ganz anders, wenn wir auf dem entferntesten sogenannten Priechen Platz genommen hatten. Wir wußten, da saß dieses oder jenes Original, über das wir unsere Bemerkungen nicht unterdrücken konnten. Der eigenartige Gesang mancher Bauern und ihr gesunder Schlaf während

der Predigt, bei dem die Nasen spitze nicht selten in unliebsame Berührung mit einem zum Niederlegen des Gesangbuches bestimmten Brett kam, reizte uns zum Lachen, das wir aber möglichst verbergen mußten.

Wenn der Gottesdienst zu Ende war, eilten wir schleunigst an den Hauptausgang, um den Vater zu erwarten und als wohl-erzogene Lehrerkinder mit ihm nach Hause zu gehen. Die Bauern kehrten zunächst in Bersmold und dann noch in den von ihnen berührten Ortschaften im Wirtshause ein, um sich für den weiten Weg zu stärken; es hatten manche wohl anderthalb Stunden Weges zurückzulegen.

Wir fanden den Tisch Sonntags hübsch weiß gedeckt vor; das Esszimmer, die Diele und Küche waren mit weißem Sand bestreut, da schmeckte uns das Essen, das an Sonn- und Feiertagen immer etwas reichhaltiger ausfiel, vortrefflich.

Im Sommer waren die Eltern am Sonntag nachmittags sehr oft zu den Bauern geladen. Da handelte es sich für uns Kinder darum, ob wir mitgenommen würden oder nicht. In der Regel gingen einige mit, die übrigen blieben zu Hause.

Beim Gastgeber gab's Kaffee mit Kuchen, abends warme Milch mit eingebrocktem Weizbrot und überzuckerten Eierkuchen. Alles schmeckte mir vortrefflich, nur der mit Zucker bestreute Eierkuchen nicht. Wie gern hätte ich den Eierkuchen ohne Zucker gegessen, den Wunsch durfte ich aber nicht äußern, und so ging denn ein großer Teil meines Sonntagsvergnügens durch Zucker verloren. Nachmittags machten die Eltern in Begleitung der Familie der Bauern einen Rundgang durch den Garten und die in der Nähe des Hofes gelegenen Felder, wir Kinder amüsierten uns mit den Bauernkindern auf die mannigfachste und angenehmste Art. Welchen Reiz hatte es für uns, auf dem Haus- und Scheunenboden umherzuklettern und die Taubennester zu untersuchen, in den Viehställen die jungen Pferde und Ferkelchen anzusehen! Wenn der Obstgarten etwas Besonderes bot, was in unserem Garten nicht vorhanden war, da waren wir nach Kinderart unersättlich.

Die daheim gebliebenen Kinder zerstreuten sich auf mancherlei Weise. Da das Haus nicht ohne Aufsicht gelassen werden durfte,

wurde meist Lotto gespielt und daneben zur Abwechslung im Garten umhergetollt, nachdem sich uns noch Nachbarskinder zusammeliert hatten. Wir verfielen auch manchmal auf den unglücklichen Gedanken, Vaters Pfeifen hervorzuholen und zu rauchen. Da suchte dann der eine den anderen in der Ausdauer beim Rauchen zu übertreffen, und das Ende vom Liede war ein allgemeiner furchtbarer Rauchenjammer, der mit Obst und kaltem Kaffee bekämpft wurde. Wenn die Eltern dann in schon ziemlich vorgerückter Stunde heimkehrten, fanden sie uns Kinder bis auf das älteste schon in tiefstem Schlummer vor. Am anderen Morgen war aller Jammer verschwunden, und rechtzeitig und vergnügt saß die ganze Familie am Kaffetisch, an dem sich die Kranken vom Tage vorher besonders gütlich taten.

Wenn der Vater auch mit Ernst und Strenge sein Zepter führte und wir Kinder sowohl zu den Schularbeiten als auch zu den Arbeiten im Garten und Feld angehalten wurden, blieb doch noch ein Stündchen zum Spiel und Umherstreifen übrig. Es gab aber in der Woche noch manche Tage, die sich für uns zu Feiertagen gestalteten, und das war meist dann der Fall, wenn der Vater aus den verschiedensten Anlässen vom Hause fort mußte.

Da waren z. B. die Lehrerkonferenzen, welche in regelmäßigen Wechsel alle vier Wochen bei den verheirateten Lehrern des Amtsbezirks unter dem Vorsitz des Kreisjochulinspektors stattfanden. Die Mutter hielt uns wohl an, alles für Schule und Haus und Garten Notwendige zu verrichten, sie ließ uns aber — wie es wohl meist bei den Müttern ist — weit mehr Freiheit als der Vater. Vor solchen Tagen wurde schon frühzeitig beraten und beschlossen, was unternommen werden sollte.

Im Sommer ging es sehr oft zum Fischen im Bach und in den Gräben, die sich vielfach an den Wegen zwischen den Wiesen hinzogen. Der Erfolg blieb niemals aus, obwohl wir uns mit den einfachsten Hilfsmitteln (die Hände, Fischgabel und Weidenkorb) begnügen mußten. Zu Hause mußten wir nicht selten den Kummer erleben, daß uns die Mutter den Fang nicht zubereiten wollte. Nach vielen guten Worten siegte in der Regel das gute Herz. Wir

mußten die Fische aber abschuppen oder abhäuten, was wir angesichts des schönen Fischgerichts immer gern taten. Da der Mutter das Kochen zu umständlich war, wurden die Fische stets gebraten und von der ganzen Familie mit großem Appetit verzehrt. Wenn die Mutter nicht dazu zu bewegen war, den Fang gleich zuzubereiten, setzten wir die Fische in den ganz in der Nähe des Hauses befindlichen kleinen, zum Schulgrundstück gehörigen Fischteich, eine frühere Rötegrube, um sie gelegentlich bei Bedarf wieder einzufangen. Zu unserem größten Leidwesen mußten wir ab und zu die unliebsame Wahrnehmung machen, daß Diebe über Nacht den Teich ausgeräumt hatten. Krebse durften wir nicht nach Hause bringen, weil das Töten der Tiere durch heißes Wasser der Mutter zu grausam war.

Im Winter wurde bei günstigem Wetter dem Eissport gebuhldigt, worüber ich später noch erzählen werde.

Wenn die Konferenz im elterlichen Hause war, fanden die Beteiligten ein blithsauberes Haus vor. Die Steinplatten in der Küche und die Fußböden in den Zimmern waren gescheuert, die letzteren und die Diele mit weißem Sand bestreut. Die Gäste fanden dann auch uns flachköpfigen Kinder sonntagsmäßig gepunkt. Es war für uns erhebend, wenn sich die Gäste über unser Wohlverhalten lobend aussprachen und die übliche Wahrnehmung machten, daß wir tüchtig gewachsen seien. In der Tat konnten auch die Gäste das Schulhaus verlassen mit dem Eindruck, als ob wir die bravsten Kinder von der Welt seien; so verstanden wir es, uns von der besten Seite zu geben. Da an solchen Tagen auch für uns ein Stück Kuchen zum Kaffee übrig war, wurden diese Konferenztage in der Wohnung der Eltern als Festtage bewertet, ob schon nicht so, wie es sonst geschah, getolkt werden konnte.

Mittwoch und Sonnabend nachmittags war in der Schule kein Unterricht, da hatte der Vater häufig geschäftliche Gänge und wir Kinder waren dann frei. Wir gingen dann unseren Neigungen und Liebhabereien in ausgedehntestem Maße nach. Welchen ungeheuren Mühen sich Kinder dabei gern unterziehen, will ich kurz von zwei Fällen erzählen.

Der Nachbar Lieker hatte in seinem Garten drei zwei bis drei Meter hohe Wachholderbüsche, in denen in jedem Frühjahr ein Dompfaffen-

paar sein Nestbaute. Bei einem etwas weiter abwohnenden Bauern, der ebenfalls einen solchen Strauch in seinem Garten hatte, baute auch regelmäßig ein solch reizendes Vogelpärchen, so daß in mir ein gewisser Neid wach geworden war, daß wir in unserem Garten nicht auch einen Wachholderstrauch hätten. An einem Nachmittag, an dem der Vater erst spät von einem Ausgang zurückerwartet wurde, zog ich mit des Nachbars Söhnen, das etwas jünger war als ich, mit einem Spaten bewaffnet in die 1½ Stunden entfernte Harzewinkelner Heide, um Wachholdersträucher zu holen. Sie waren da so zahlreich, daß eine reiche Auswahl zur Verfügung stand. Wenn ich mit meinem Strauche den erwünschten Zweck bald erreichen wollte, durfte er nicht klein sein, sonst hätten meine Lieblingsvögel nicht genügenden Schutz darin gefunden. Es mußte also ein Strauch von wenigstens 1½—2 m Höhe und angemessenem Umfange sein. Ein solcher fand sich bald. Nachdem wir ihn und noch einen zweiten kleineren sachgemäß ausgegraben hatten, zog ich mit meinem Freunde, der sich mit ein paar kleinen Sträuchern begnügte, heimwärts. Es war im Monat März, ein starker kalter Wind hatte sich erhoben, der uns das Gehen mit den umfangreichen Sträuchern sehr erschwerte. Ein niedergehender Regen machte unsere Lage noch unerquicklicher. Wir keuchten förmlich unter unserer Last, ruhten uns von Zeit zu Zeit einen Augenblick aus und gelangten nach mehrstündiger Wanderung in Schweiß und Regen gebadet völlig erschöpft zu Hause an, ohne daß weiter von uns Notiz genommen wurde. Die Kleider waren bald unbemerkt gewechselt und dann fand man sich am Abendbrottisch noch rechtzeitig ein. Am andern Morgen wurden die Sträucher im Garten gepflanzt und ich hatte für die aufgewendete, fast unsägliche Mühe die Befriedigung, daß sich schon nach drei bis vier Wochen die ersten Anzeichen des Anwachsens zeigten. Nicht allein das, im schönen Monat Mai richtete sich in dem größeren Strauch ein Dompfaffenpärchen häuslich ein. Das war eine Freude für uns Kinder alle. Vater und Mutter wurden gerufen, um sich das anzusehen. Sie freuten sich meines Erfolges sehr, was der wortkarge Vater noch durch die Worte hervorholte: „Junge, freue Dich, Du kannst noch 100 solcher Sträucher pflanzen und wirfst das Glück nicht wieder haben.“ Große Wach-

holdersträucher wachsen nämlich erfahrungsmäßig sehr schwer an. Meine beiden Sträucher wuchsen und gedeihen, solange ich im Elternhaus war.

Der zweite Fall: Unser Fischteich war etwa drei Quadratruten groß; da hegte ich den Wunsch, in demselben noch eine besondere kleine Abteilung zu haben, in der ich Fische auf ganz kurze Zeit unterbringen und sehr leicht wieder einfangen konnte. Ich beschloß, durch einen 1 m breiten Damm ein Stück von etwa 3 qm abzuteilen und karrte von des Nachbars etwa 20 m entfernten Grundstück Karren auf Karren mit Sand herbei. Wochenlang karrte ich im Schweiße meines Angesichts, jede freie Viertelstunde ausnützend, und das Werk gelang; ohne nennenswerte Hilfe meiner Geschwister war ein Damm entstanden, der an der Sohle wenigstens 3 m breit geworden war.

Der Vater hatte von meinem Unternehmen gehört und soll nach Angabe der Geschwister die Absicht gehabt haben, es mir zu untersagen, was aber infolge des vermittelnden Einflusses der Mutter unterblieben ist.

Große Freude hatte ich an meinem kleinen Teich nicht; im Winter, wenn das Wasser hoch stieg, sank er nach beiden Seiten auseinander. Erst als ich die Böschung mit Weiden bepflanzte, bekam er etwas mehr Halt.

Der Fischteich war mit Erlengebüsch, Kopfweiden und kleineren Eichen umgeben, er hat uns viele Freude verursacht, uns Knaben im Winter beim Eislaufen auch wiederholt liebvoll aufgenommen. Das gehörte aber zum Eisvergnügen und schreckte uns nicht im geringsten ab.

Ich will hier noch einen kleinen Scherz anschließen: Wir hatten neben zwei Kühen manchmal noch eine Ziege. Eines Sommertages hütete ich diese an dem den Fischteich umgebenden Gebüsch, und zwar nach der Teichseite zu. Mein Zicklein ließ sich die jungen Schößlinge von Brombeeren und anderen Sträuchern vortrefflich munzen. Nichts Böses ahnend, flog mir plötzlich das Ende der Kette, an der ich die Ziege hielt, aus der Hand und in denselben Augenblick sah ich meine Schutzbefohlene mitten im Fischteich. Ich war fast starr vor Schrecken im ersten Augenblick, fand aber die

Fassung wieder, als mein Zicklein, dem es in dem kalten Wasser offenbar nicht gefiel, schleunigst zum Ufer schwamm, wo ich es in Empfang nahm und dann nach Hause führte.

Es wurde schon erwähnt, daß wir Kinder von den zur Konferenz kommenden Lehrern als ungewöhnlich artig hingestellt wurden, daselbe geschah auch meist von den Landleuten, die zu den Eltern kamen, obwohl viele wußten, daß wir den Bauernjungen an tollen Streichen nichts nachgaben. Die braven Leute wurden zu ihrem Urteil in der Hauptsache durch höfliches Benehmen allen gegenüber — gleich ob reich oder arm — bestimmt. Es war uns streng anerzogen, Ältere stets zu grüßen und, wenn wir eine Kopfbedeckung trugen, was allerdings nur im Winter der Fall war, diese gehörig zu ziehen. Die hohe Meinung, die man von den Eltern hatte, färbte wohl auf die Kinder etwas ab.

Die Landleute waren, wie schon erwähnt, den Eltern sehr zugetan, sie zeigten ihnen gegenüber stets eine bescheidene Zurückhaltung, wurden aber bei längerem Verkehr zutraulich und offenherzig. In den langen Winterabenden, an denen der Landmann wenig Arbeit hat, kam es oft vor, daß der eine oder andere Bauer das Bedürfnis hatte, den Herrn Lehrer zu besuchen und sich mit ihm zu unterhalten. Ein Anlaß, den Besuch zu begründen, war bald gefunden: Eine Erforschung nach den Fortschritten der Kinder oder eine Anfrage wegen des in einer vom Vater ins Leben gerufenen Versicherung versicherten Rindvieches waren die landläufigen Vorwände. In der Regel fühlten sich mehrere Bauern gleichzeitig veranlaßt, den Vater zu besuchen, so daß nicht selten vier bis fünf Bauern im Zimmer des Vaters versammelt waren. Da alle rauchten, der Vater eine lange, die Bauern kurze Pfeifen, entwickelte sich bald eine furchtbare Atmosphäre, die aber niemand zum Aufbruch veranlaßte. Es wurde recht eifrig politisiert, wobei einzelne Bauern nach unserer (der Kinder) unmaßgeblichen Meinung bedeutende Kenntnisse entwickelten.

Die Mutter zog sich mit uns Kindern in das Zimmer der Großmutter zurück. Hier ging es dann, da Vaters Erscheinen nicht zu befürchten war, hoch her. Es wurden anfangs von der Großmutter

wohl einige Geschichten erzählt, das wurde dem einen oder andern der Kinder aber bald leid. Da ging es dann manchmal ans Balzen, daß drei bis vier Kinder ein Knäuel bildeten und ein Lärm vollführte, daß man es auf der Landstraße hören konnte. Zu so schönen Abendstunden fanden sich auch noch Nachbar Kinder bei uns ein. Der alten Großmutter machte unser tolles Treiben sichtlich Vergnügen, und auch die Mutter, die sich nicht dauernd im Zimmer aufzuhalten konnte, steuerte unserm Treiben selten. Nur wenn es gar zu arzig wurde, schritt sie ein und drohte mit dem Er scheinen des Vaters; das fruchtete wohl auf kurze Zeit, der Übermut kam dann aber bald wieder zum Durchbruch. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr erscholl gewöhnlich das Kommando der Mutter „Zu Bett“. Dann ging jeder in sein Kämmerlein und verschwand in den Federn.

Die Veranlassung zum Besuch der Landleute bei den Eltern war in vielen Fällen auch eine für Mutters Wirtschaft wohltuende. In Anerkennung von Vaters gedeihlichem Wirken in der Schule und von privaten Gefälligkeiten, die ihnen vom Vater zahlreich erwiesen wurden, hielten sich die Bauern verpflichtet, von der Einschlachtung, frische Eier, Kuchen oder feines Brot (Stuten genannt) der Mutter zur Entlastung ihres Etats zu liefern. Das waren Geschenke, die ihren Zweck in hohem Maße erfüllten.

Mit ein paar Worten möchte ich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern darlegen. Aus der Lehrerstelle bezog der Vater in Oesterreich, wie schon gesagt, an Schulgeld etwa 150 Taler bar. Die Schullgärten und das Schulland mußten tüchtig bewirtschaftet werden, um aus ihnen einen großen Teil des Lebensunterhaltes zu gewinnen. Das würde zur Erhaltung der großen Familie und zur Erziehung der Kinder nicht hingereicht haben, es mußten noch Hilfsquellen geschaffen werden, aus denen Bargeld floß. Diese wurden in der Erteilung von Privatstunden an Knaben an den Winterabenden, in der Unterhaltung einer Obstbaum- und Rosen schule und durch das Erteilen des offiziellen Strick- und Flickunterrichtes in der Schule durch die Mutter gefunden. Das Erbteil der Mutter — wenn ich nicht irre, 500 Taler in Gold — war allmählich verbraucht, so daß es bei der Verheiratung der älteren Schwester Emilie wohl

völlig erschöpft wurde. Im elterlichen Hause hat selbst in den schwersten Zeiten niemand Mangel gelitten. Brot (Pumpernickel) war stets reichlich vorhanden. Am Fleisch fehlte es im Winter nie; wir schlachteten selbst in der Regel zwei Schweine, davon gab's Fleisch und Wurst in ausreichender Menge. Im Sommer war es mit frischem Fleisch recht schlecht bestellt, da mußte auf geräuchertes Rindfleisch zurückgegriffen werden. Die Butter wurde uns Kindern manchmal wochenlang entzogen, weil die Kühle nicht genug Milch zum Buttern hergaben und sie zum Kaufen zu teuer war; das Pfund $7\frac{1}{2}$ Sgr. war damals ein unerschwinglicher Preis. Es wurde in solcher Zeit zum Bestreichen des Brotes Apfel- und Pflaumenmus, Bratäpfel, Syrup und sonstige Dinge verwendet. Das sind alles sehr gesunde, die Verdauung fördernde Sachen.

Dem Pumpernickel möchte ich gern ein Loblied singen. Er ist ein ganz vorzügliches, nahrhaftes Brot, selbst ohne Butter oder anderen Aufstrich schmeckt er nicht Verwöhnten gut. Die harten Krüsten schmecken in Kaffee aufgeweicht ganz vortrefflich. Im Sommer gibt es kein besseres Mittel gegen den Durst als Wasser, in dem diese Krüsten aufgeweicht sind. Die Landleute wendeten diese Mittel bei ihren Arbeiten auf dem Felde und auf der Wiese stets an. Ob es heute noch so ist, weiß ich nicht, möchte aber glauben, daß den Arbeitern das Flaschenbier aufs Feld folgt.

Es wird dem Leser vielleicht nicht un interessant sein zu hören, wie dieses prächtige Brot hergestellt wird. Im elterlichen Hause wurden zwei Brote auf den Hinten Korn gerechnet, der Hinten Roggen wog ungefähr 60 Pf., also wurde jedes Brot etwa 35 Pf. schwer; bei den Bauern wurden die Brote erheblich größer gebacken. — Der Teig wurde frühmorgens in dem Backtrog angemengt, der dauernd für diesen Zweck in Gebrauch war. Er wurde nicht ausgewaschen, damit der an den Wänden kleben gebliebene Teig, der bald sauer wurde, wieder zum Säuern des dennächst zu backenden Brotes dienen konnte. Die großen Bauern hatten eigene Backöfen, die kleineren und die Heuerlinge ließen bei den drei Bäckern des Orts backen. Die Öfen der Bäcker fästten wohl 50 bis 60 Brote. Das Heizen geschah mit Holzkohle. Das Bezeichnen der Brote durch Einritzen des Anfangsbuchstabens des Namens mit einer Nummer

besorgte ein jeder selbst. Gegen Abend fand sich an den zwei bis drei Backtagen vor den Bäckerhäusern eine große Karawane Schiebkarren, welche sauber mit Leintüchern belegt waren, ein. Die Brote waren ganz in die Tücher eingehüllt. Sobald die Brote sämtlich in den Backofen geschoben waren, wurde die Tür verschlossen und dicht mit Lehm verschmiert, um die Hitze möglichst lange zu halten. Nach 12 Stunden war das Brot fertig und der Ofen wurde geöffnet. Ein herrlicher Duft entströmte ihm und erfüllte das ganze Haus.

Unser verehrter Vater empfand nach des Tages Mühen — besonders im Winter — zwischen 6 und 9 Uhr abends manchmal auch das Bedürfnis, sich Unterhaltung außer dem Hause zu verschaffen. Er ging dann in eins von den dem Schulhause nahe gelegenen drei Wirtshäusern, und zwar in dasjenige, in dem er die ihm am meisten zusagende Gesellschaft vermutete. Häufig wurde auch vom Wirt hergeschickt mit der Mitteilung, wer als Guest anwesend sei und ob der Vater nicht auch auf ein Stündchen herüberkommen möchte. Da wurde, nachdem eine Weile politisiert, gewöhnlich Karten — meist Solo — gespielt. Getrunken wurden dabei zwei bis drei Gläschen Kornbranntwein.

Es fand sich in der Regel eine ganz angenehme Gesellschaft zusammen, zu der auch der Schäfer gehörte. Dieser Mann war eines großen Bauern Sohn und besaß eine große Schafherde, die er in der Scheune eines der ersten Bauern in Oesterweg untergebracht hatte. Er hütete nur seine eigenen Schafe, die er auf den Märkten in den benachbarten Orten verkaufte. Von einem solchen Verkauf heimkehrend, ist er in der Heide, durch die ihn ein Altfürzungsweg führte, beraubt und erschlagen worden. Der Täter ist nie ermittelt.

Die Gesellschaft, mit der Vater Karten spielte, hielt sich nie lange im Wirtshause auf; selten kehrte der Vater erst nach 9 Uhr heim, dann war aber das Deputat von drei Schnäpsen überschritten und man merkte dem Heimkehrenden an, daß es wohl etwas zuviel des Guten geworden war, er war redselig und sehr vergnügt. Im Ravensbergischen und im nahen Münsterlande wurde zu der Zeit ein vorzüglicher Korn schnaps gebrannt, wie man ihn heute nicht mehr be-

kommt. Bier konnte von den Wirten nicht geführt werden, weil es nicht frisch zu halten war; Eis würde zu teuer gewesen sein, und Kohlensäureapparate gab es damals noch nicht. Mit dem Flaschenbier, das jetzt überall auf dem Lande getrunken wird, war es auch schlecht bestellt. So kam es, daß in der ganzen ländlichen Gegend nur Schnaps getrunken wurde.

Obwohl in den Schankwirtschaften der Gemeinde nur Schnaps getrunken wurde, gab es nur wenige gewohnheitsmäßige Trinker. Unter diesen befanden sich vier, die sich so betrunknen, daß sie zur Belustigung der Kinder dienten, die übrigen tranken ihren Schnaps friedlich in der Wirtschaft und zogen dann still ihrer Häuslichkeit entgegen.

Der alte Ellerbeck, ein Mann von ehrwürdiger Erscheinung, war ein unverbesserlicher Trinker. Er trieb Handel mit Tonwaren, die er in einer korbartigen Kiepe auf dem Rücken trug. Ich sah einmal, wie er in seiner Trunkenheit rücklings überschlug und seine sämtliche Ware zertrümmerte. Er war nüchtern ein prächtiger Mann; seine Kinder, die alle schon erwachsen und in der Fremde tätig waren, hatte er gut erzogen, die Leidenschaft des Trinkens konnte er aber nicht überwinden und das Ende war die Überweisung an die Besserungsanstalt auf Veranlassung der Behörde; Trinkerheilanstanstalten gab es damals noch nicht. In der Anstalt hatte man die Gutartigkeit des alten Mannes wohl erkannt und gewährte ihm viele Freiheit, die er alljährlich benutzte, um auf etwa acht Tage auszurücken und seine Kinder, mit denen ihn große Liebe verband, zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er dann auch die Eltern und erzählte von seinen Erlebnissen in der Anstalt, was uns Kinder selbstverständlich sehr interessierte. Ellerbeck kehrte, nachdem er seine Besuche abgemacht hatte, aus freien Stücken nach der Anstalt — es war Benninghausen — zurück. Von der Anstalt wurden keine Maßregeln getroffen, um den alten Mann etwa zwangsweise zurückzuführen.

Zwei Gelegenheitstrinker waren ein Barbier und ein Heckenscheerer. Beide waren taubstumm. Sobald diese beiden sich sahen — auch im nüchternen Zustande — gerieten sie in Wut. Der Barbier hatte Riesenkräfte, er brauchte seinen knirpsigen Gegner nur mal packen und schütteln, um ihn zur Ruhe zu bringen. Der Barbier

(Fiebig) war völlig taubstumm, nur der Vater konnte sich mit ihm durch Zeichen verständigen; der Heckenjägerer (Schulzen-Lippken) brachte einzelne Worte — allerdings schwer verständlich — hervor. Bei seinem Erscheinen im elterlichen Hause war seine regelmäßige Frage: Tium affnileen? (Baum abschneiden?)

Eines Tages war Lippken beim Nachbar mit dem Scheeren der Hecke beschäftigt, da hörten wir Kinder einen Knaben schreien und sahen, daß der kleine jähzornige Mann einen von der Schule heimkehrenden Jungen, der ihn geneckt hatte, festhielt und ihm die Hecken scheere um den Hals legte, dabei dem Jungen fortwährend zurufend: „Hals affnileen“. Wir riefen sofort den Vater, der den Jungen aus seiner Angst befreite und dem Taubstummen ernstlich die Leviten las. Fiebig blieb eines Wintertages in der Trunkenheit nahe bei seiner Wohnung in der Heide liegen und erfror; über Lippkens Ende habe ich nichts erfahren können.

Ein bösartiger Trinker war ein junger Maurer Biepelmeier, vor dem sich alle Kinder hüten mußten, wenn er des Guten zuviel getan hatte. Eines Tages hatten wir eine große Genugtuung. B. schwankte sinnlos betrunken an dem Schulhause vorbei seiner Wohnung zu; wir Kinder in angemessener Entfernung hinterher. Gleich hinter unserem Fischteich legte sich B. in eine Wallhecke, an der ein Graben entlang führte, nieder. Bei der vorsichtigen Annäherung stellten wir fest, daß B. fest schlief und ganz nahe am Graben lag, der etwa eine Wassertiefe von einem halben Meter hatte. Dem uns so verhaschten Menschen mußte in seiner augenblicklichen Hilflosigkeit ein Streich gespielt werden, der uns auch aufs beste gelang. Der Mutigste von uns bewaffnete sich mit einem dicken Stein, schlich in die Nähe des Schlafenden und warf den Stein ins Wasser, daß es dem B. das Gesicht bespritzte. Durch die Erfrischung ermuntert, wollte er sich erheben, rollte aber in den Graben hinein. Das war eine Freude für uns, die wir vorsichtigerweise im Gebüsch versteckt den weiteren Erfolg abwarteten. Das kalte Bad hatte B. soweit ernüchtert, daß er sich erheben und etwa 100 Schritte weitertorkeln konnte. Da legte er sich auf dem Wege nieder, um seinen Rausch vollends auszuschlafen. Wir Kinder, hocherfreut, dem verhaschten Trinker mal ordentlich eins ausgewischt zu haben, ließen ihn jetzt

unbehelligt. — B. wurde 1870 als Reservist zur Fahne eingezogen und fiel in der Schlacht bei Gravelotte.

Es wurde schon erwähnt, daß der Vater an allen Ereignissen in den Familien der Landleute den lebhaftesten Anteil nahm. Er besuchte die Kranken, an welcher ansteckenden Krankheit sie auch litten. Bei Todesfällen traten noch besondere hergebrachte Pflichten an den Lehrer heran. Es wirkten nämlich auf Wunsch der Hinterbliebenen in vielen Fällen bei der Beerdigung Schüler mit. Im Trauerhause und während der Überführung der Leiche zum Friedhofe sangen 24 oder 32 der ältesten Knaben, und wenn bei besonders reichen Bauern eine Aufbahrung der Leiche in der Kirche stattfand, wurde auch in dieser von den Schülern gesungen. Als Entlohnung erhielten die sechs oder acht ersten Knaben, die im Trauerhause unmittelbar am offenen Sarge sangen, je zweieinhalb Sgr. und einen Dreipfennigstutzen mit Zuckerwasser, die übrigen wurden mit den letzteren beiden Sachen abgefunden.

Der Vater hielt am offenen Sarge eine Trauerrede, in der er die guten Seiten des Verstorbenen hervorhob. Seine zu Herzen gehenden Worte machten stets einen tiefen Eindruck, so daß bei den teilnehmenden Frauen kaum ein Auge tränенleer blieb, aber auch bei den Männern sah man viele, die mit ihrer Rührung kämpften und das Weinen schließlich nicht unterdrücken konnten. Nach der Rede tranken die in das Zimmer gebetenen Gäste Kaffee, die übrigen ein Schnäpschen, viele auch mehrere. Die Knaben stärkten sich durch Stuten und das Zuckerwasser. Dann ging's zum Friedhof, der Sarg und die nächsten weiblichen Verwandten auf dem Leiterwagen, hinter diesem zu Fuß das Trauergesinde, die Knaben unter Vaters Führung dem Leiterwagen voran, von Zeit zu Zeit einen Trauerchoral singend. Wenn das Gemeindeglöcklein sein Klagelied einstellte, wußte man, daß der Trauerzug das Gebiet der Stadtgemeinde Versmold erreicht hatte. Da traten dann die Kirchenglocken in Tätigkeit. Wenn eine Aufbahrung in der Kirche stattfand, hielt der Pfarrer von der Kanzel eine Trauerandacht ab und verlas daran anschließend die vom Vater gefertigte Lebensbeschreibung des Verstorbenen. Darauf ging der Leichenzug, dem sich auch der Pfarrer

anschloß, zum Friedhofe, wo die Trauerfeier nach der Einsegnung mit einem Gebet ihr Ende fand. Glücklich zogen die Knaben nach Hause, die den hohen Lohn von 2½ Sgr. verdient hatten, befriedigt waren aber auch die übrigen, die in der Hoffnung lebten, später das gleiche Glück zu haben.

Was dem Vater ein Leichenbegägnis einbrachte, ist mir nicht mehr bestimmt erinnerlich, ich glaube es waren 20 Sgr. = 1 Taler.

An der Heranziehung der Schulknaben zu den Leichenfeiern wurde damals nichts gefunden und es ist auch wohl nicht nachzuweisen, daß sich dabei ein Kind jemals eine Ansteckung zugezogen hätte. Das wird wohl auf die größere Widerstandsfähigkeit zurückzuführen sein, die den Landkindern zu eigen ist. Jedenfalls ist es aber gut, daß die Schulverwaltung der Unsitte schon vor einer Reihe von Jahren ein Ende gemacht hat.

Die Erinnerung an die Kriege 1864 und 1866 ist mir noch recht lebendig; 1870 war ich als junger Postbeamter schon in Amt und Würden. Ich sahe noch bei Beginn des Schleswig-Holsteinischen Krieges unsern alten Landbriefträger Beintker, einen Kämpfer aus den Freiheitskriegen, einen schnigen, hochgewachsenen Mann mit langem weißen Vollbart, in das Schulhaus treten, wo er auf der Diele den Vater traf und mit den Worten ansprach: „Herr Lehrer, die Preußen haben die Schlei überschritten.“ Dabei ließen dem alten Krieger die Freudentränen über sein gesurftes Gesicht. — Im Jahre 1866 besuchte ich den Privatunterricht beim Pfarrer Ditselkamp in Bochhorst, um zur Aufnahme auf das Gymnasium in Gütersloh vorbereitet zu werden.

Welche freudige Aufregung entstand im Dorfe beim Eintreffen der Siegesnachrichten. Der Unterricht wurde jedesmal abgebrochen. Durch das Läuten der Kirchenglocken wurde die Einwohnerschaft veranlaßt, aus den Häusern zu kommen und sich zu erkundigen, was sich ereignet hatte. Das Dorf hatte ein ganz anderes Aussehen als gewöhnlich. Alles freute sich, die Jugend jubelte laut und sang Vaterlandslieder. Bei Ausbruch des Krieges war die Stimmung unter der Landbevölkerung recht gedrückt, namentlich kam tiefes Weh über die Familien der zur Fahne einberufenen Landwehrleute.

Es kam daher, daß man nicht wußte, um was es sich bei dem Kriege handelte. Im Jahre 1870 war die Stimmung auch bei den durch Einberufung der Familienälter betroffenen Familien eine mehr gehobene; ein jeder wußte, es ging gegen den Erbfeind.

Die Gemeinde hatte während der Kriege den Verlust einer Anzahl fürs Vaterland hinausgezogener Söhne zu beklagen, aber auch am Elternhause war der Tod in der Zeit nicht vorübergegangen. Im Jahre 1864 starb ein Onkel in Lenzinghausen, ein Bruder meines Vaters. Im Jahre 1865 starb die älteste Schwester Auguste, vor der wir jüngeren Geschwister einen gewaltigen Respekt hatten. Sie war nämlich bestrebt, uns Unarten, auf die die Eltern weniger achteten, abzugewöhnen. Im folgenden Jahre starb meine verheiratete Schwester Emilie und die Großmutter. Wenn der Tod der letzteren als eine wahre Erlösung zu betrachten war, so bereitete das Hinscheiden der Schwester Emilie den Eltern großes Herzleid.

Es gereichte den Eltern und ganz besonders uns Kindern zur großen Freude, daß die Mutter, als sie von der Beerdigung heimkehrte, das einzige Kind, ein Töchterchen im Alter von sechs Monaten, mitbrachte. Wir hatten an dem niedlichen, gutartigen Kinde alle die größte Freude, es ging immer von Arm zu Arm. Da sich der Schwager nach etwa einem halben Jahre wieder verheiratete, blieb das Mädel — Auguste mit Namen — dauernd im elterlichen Hause, wo es die Mutterliebe nie entbehrt hat.

Ich muß noch auf den im Jahre 1864 gestorbenen Onkel zurückkommen, sein Tod war nämlich für mich der Anlaß einer für die damalige Zeit schon größeren Reise. Auf Mutters Wunsch sollte der Vater die Reise zur Beerdigung und eine sich daran anschließende weitere Reise nach Minden nicht allein machen. Von den Jungen sollte einer den Vater begleiten. Da mein nächstälterer Bruder Wilhelm viel an den Augen litt, wurde ich zum Reisebegleiter bestimmt. Der erste Teil der Reise — sieben Wegstunden — mußte zu Fuß zurückgelegt werden. Recht früh wurde aufgebrochen; der sonst sehr wortkarge Vater unterhielt sich mit mir in der angenehmsten Weise. Nach dreistündiger Wanderung wurde in Halle (Westf.) eine Er-

frischung eingenommen, um dann unterm Ravensberg entlang in der Richtung nach Werther unserm Ziel Lenzinghausen bei Spenze zuzustreben. Wir trafen spätnachmittags bei einem Halbbruder und der Schwester des Vaters ein, wo wir für die nächste und die darauf folgende Nacht Unterkunft fanden. Der Onkel und die Tante waren recht fromme Leute, es wurde morgens, mittags und abends bei Tisch gebetet; zu Hause geschah das nur mittags. Am Tage nach unserer Ankunft fand die Beerdigung des Onkels, der an der Chaussee zwischen Spenze und Werther ein kleines Landgut besessen hatte, in Spenze statt. Am folgenden Tage wurde die Reise nach Minden angetreten und zu Fuß in der Richtung nach Herford aufgebrochen, das wir nach dreistündiger Wanderung erreichten. Hier hatte der Vater in den Jahren 1825/26 das Gymnasium besucht und die alte Stadt in der Zwischenzeit nur zweimal wiedergesehen. Der Vater machte mich bei der Wanderung durch die Stadt zum Bahnhofe auf die Sehenswürdigkeiten, meist kirchliche Bauwerke ehrwürdigen Alters, aufmerksam. Am meisten interessierte mich der windschiefe Turm der einen Kirche. Meine Gedanken waren auch zumeist von meiner ersten Eisenbahnfahrt, die ich nun machen sollte, in Anspruch genommen. Gesehen hatte ich die Eisenbahn schon einmal in Brakwede. Da hatte ich mir von den Eltern die Erlaubnis ausgebeten, mit der Familie des Kolon Frauensmann, die einen von ihren drei Söhnen nach Amerika ziehen ließ, nach der nächsten Eisenbahnstation Brakwede zu fahren, um die Eisenbahn zu sehen, was mir auch gestattet worden war.

Hier will ich kurz erwähnen, was damals jemand, der nach Amerika auswandern wollte, hauptsächlich mitnehmen musste. Die Fahrt wurde von den Auswanderern fast ausschließlich mit Segelschiffen ausgeführt. — Die Benutzung der Dampfer war damals noch zu teuer. — Mit dem Segelschiff dauerte die Überfahrt vier bis sechs Wochen. Da war zunächst ein Sack mit einem Bett, zwei bis drei Säcke mit Schiffszwieback, — die Verpflegung auf den Segelschiffen beschränkte sich auf das Mittagessen, — ziemlich viel Wäsche und mehrere Anzüge. Eine reichliche Ausstattung mit Kleidungsstücken war erforderlich, um den Reisenden nicht in die Notwendigkeit zu versetzen, sich bei Ankunft in Amerika gleich Kleidungsstücke kaufen

zu müssen, die dort von jeher sehr teuer gewesen sind. Ich entsinne mich noch, daß mein ältester Bruder Heinrich im Jahre 1862 in gleicher Weise ausgerüstet nach Amerika auswanderte, um in der Heimat sich der Militärpflicht zu entziehen. Er fand in Amerika nicht, was er hoffte, das Schicksal setzte ihm hart zu und schließlich sah er sich veranlaßt, sich in die Armee der Nordstaaten aufzunehmen zu lassen, um den Krieg gegen die Südstaaten mitzumachen.

Kehren wir zurück zu der mir in Aussicht stehenden Eisenbahnfahrt. Wie ein König kam ich mir vor, als ich in der 4. Wagenklasse saß — nein, stand — und in der Richtung nach Minden abbampfte. In Oeynhausen endete unsere Eisenbahnfahrt. Der Vater besuchte da den Hotelbesitzer Vogeler, dessen Hauslehrer er im Anschluß an seine Seminarzeit gewesen war. Dann ging es zu Fuß nach dem etwa eine Stunde entfernten früheren Amtsorte des Vaters, Dehme. Da war überall große Freude über das Wiedersehen. Nachmittags fuhr uns der Ortsvorsteher nach der Porta Westfalica. Hatte ich in Oeynhausen angeichts der schönen Gartenanlagen, der großen Hotels, der Salinen und was sonst noch Sehenswertes war, die Augen aufgerissen, beim Anblick der wunderschönen Berge, in denen ich in meiner späteren Lebenszeit so manche glückliche Stunde zu bringen durfte, war ich ganz entzückt.

Wenn jemand an einem schönen Nachmittag nach einer halbstündigen Wanderung einen der Gipfel der durch den Weserfluß schroff getrennten Berge ersteigt und sich eine Stunde Ruhe gönnit, um das wunderbare Panorama zu genießen und die herrliche Natur auf sich wirken zu lassen, so wird er befriedigt den Abstieg unternehmend in Gedanken gern an dieser Stätte weilen.

Der Wagen, der uns bis Porta gebracht hatte, kehrte, nachdem wir uns von dem Ortsvorsteher verabschiedet hatten, zurück. Der Vater erzählte mir auf dem Wege nach Minden viel von seinen Jugenderrinnerungen, von seinem Bekanntswerden mit der Mutter, die er in einem Hause der Simeonstraße, die wir entlang gingen, kennen gelernt hatte. Er zeigte mir die Lage der Tore, die Kasernen und vieles andere. In dem Hause meines Onkels angelangt, fanden wir die liebenvollste Aufnahme. Am nächsten Morgen, während der Vater geschäftliche Gänge in der Stadt zu machen hatte, nahm

mich ein Onkel, der Klempnermeister war und die Arbeiten in den Kasernen und Kasematten der Festungswerke auszuführen hatte, mit und führte mich nach einer Kasematte am Eisenbahnhof, in der gefangene Dänen untergebracht waren. Es ist mir ein unvergeßlicher Gang! Wir kamen zuerst am Dom vorbei, gingen durch das Wesertor, überschritten die steinerne Weser- und die hölzerne Flutbrücke, und gelangten am Bahnhof vorbei zum Fort. Die Gefangenen kamen mir alle als Riesen vor.

Recht befriedigt kehrte ich mit meinem Onkel zur Stadt zurück. Hier gefiel es mir gar nicht, die Straßen der alten Festung waren zu eng, um ein an Licht und Luft gewöhntes Landkind zufriedenzustellen. Ich war deshalb recht froh, als der Vater nach drei Tagen mit mir wieder aufbrach, um nach Hause zu reisen. Von Minden bis Brakwede mit der Eisenbahn und fünf Stunden zu Fuß, da waren wir wieder daheim.. Über die Reise mußte ich meinen Geschwistern viel erzählen. Dabei bildeten die gefangenen Dänen natürlich das bevorzugte Thema. Hier will ich, da ich mal an das Beschreiben einer Reise gekommen bin, noch eine mit der Mutter gemachte Reise nach Oerlinghausen anschließen, die mir, wenn sie auch sehr anstrengend war, große Freude bereitet hat.

Wir hätten von Bersmold bis Bielefeld wohl mit der Post fahren können, die Fahrt war aber zu teuer, über 1 Taler für die Person, das war zuviel, die Mutter wanderte also mit mir los, anfangs den früheren Postweg durch die Heide bis Halle und von da die Chaussee über Brakwede nach Bielefeld, im ganzen sechs Wegstunden. Der Weg wurde mir gar nicht lang und die Füße taten getreulich ihre Dienste. Mit der Mutter ist die Unterhaltung freier, ich möchte sagen kindlicher als mit dem Vater, bei uns war es wenigstens so.

In Bielefeld stärkten wir uns für den noch vor uns liegenden Teil des Weges, zweieinhalb Stunden hatten wir noch zu marschieren, das geschah in der herrlichen Landschaft bei schönem Wetter ohne allzugroße Mühe. Nachmittags gegen vier Uhr trafen wir in dem kleinen Bergstädtchen Oerlinghausen ein.

Meine Schwester Auguste war Haushälterin bei dem Kaufmann C. A. Tölke, der Witwer war und ein größeres Geschäft in Kolonial-

waren und Kleiderstoffen hatte. Außerdem war mit dem Geschäft eine Destillation verbunden. Mein Bruder Carl war bei dem Kaufmann in der Lehre und wurde von der Schwester bemüht. Auf Einladung des Herrn Tölke, eines wirklich vornehmen Mannes, war unsere Reise unternommen worden. Wir fanden die liebenswürdigste Aufnahme während unseres dreitägigen Aufenthalts. Mich hielt es natürlich im Hause nicht allzulange, ich mußte die Berge besteigen, die ich früher immer nur aus der Ferne gesehen, jetzt aber so nahe hatte. Mein Bruder Carl machte auch mehrere kleine Ausflüge mit mir, u. a. auf den Tönsberg, wo sich ein Römerlager befand.

Hier ging unser Aufenthalt zu schnell vorüber, gern wäre ich noch in den Bergen umhergestreift, aber das ging nicht an. Auf Schusters Rappen ging es heimwärts. Zur Stärkung hatte Herr Tölke der Mutter eine Rotweinflasche mit dem nötigen festen Proviant in die Reisetasche gesteckt, woran wir uns auf dem halben Wege im Chausseegraben erquiekten.

Munter und vergnügt trafen wir gegen Abend in Oesterweg wieder ein, wo der Vater glücklich war, uns wiederzusehen; oft kam es nämlich nicht vor, daß die Mutter auf Reisen ging.

Über die damalige Erwerbstätigkeit der Bauern möchte ich noch einiges sagen.

Die Landwirtschaft wurde bei dem Mangel an Kapital, der herrschte, nicht so intensiv betrieben als heute; an künstlichem Dünger hatte man nur das Knochenmehl, das aber zu teuer war. Die Bauern mit geringem Grundbesitz lebten — wie man sagt — von der Hand in den Mund, das was sie erzeugten, reichte eben für den eigenen Bedarf, bei einzelnen ist vielleicht auch ein geringer, nicht in Betracht kommender Überschuß verblieben. Die Bauern mit größerem Grundbesitz und Kapital, die in der Lage waren, reichlich Vieh zu halten, konnten Ersparnisse machen. Die Zucht von Rindvieh und Schweinen war diejenige Quelle, aus der bares Geld floß; von einigen Bauern, die besonders guten Boden hatten, wurde auch etwas Roggen und Weizen verkauft. Der Anbau von Flachs und Hanf wurde damals schon als unlohnend allmählich

aufgegeben, nur für den eigenen Bedarf wurde noch etwas angebaut. — Wenn man damals an den Winterabenden eine Bauernstube betrat, fand man darin sämtliche erwachsenen weiblichen Mitglieder des Haushalts mit Spinnen beschäftigt; manchmal fanden sich auch noch die jungen Mädchen vom Nachbarhofe zum Spinnen ein. Es ging da immer recht lustig her; das Schnurren der Spindeln wurde von dem fröhlichen Singen der jungen Mädchen übertönt. Es wurde auch nicht ungern geschenkt, wenn sich junge Männer aus der Nachbarschaft einfanden und sich am Gesang beteiligten.

Da die heutige junge Welt meist keine Ahnung davon hat, wie die Flachs- und Hanfpflanzen behandelt werden bis zur Spinnstube oder bis zum Verbrauch in den großen mechanischen Spinnereien, will ich dies kurz schildern.

Wenn die Pflanze reif geworden ist, wird sie aus dem Boden gezogen und die runden Samenkapseln an einem gitterartig mit eisernen Stäben versehenen Tische (Reege) entfernt. Darauf wird die Pflanze in ziemlich starken Bündeln 8—10 Tage in Wasser gelegt, um die äußere Schicht zum Verfaulen zu bringen. Dieses sogenannte Röten war eine sehr schlechte Arbeit, weil die Arbeiter, Männlein und Fräulein, 4—5 Stunden bis über den Bauch im Wasser stehend den Flachs oder Hanf durch Beschweren mit der moorigen Erde des Teiches unter Wasser bringen mußten. Die für die Zwecke des Rötens meist in der Nähe der Häuser angelegten kleinen Teiche gaben der Ortschaft ein ganz eigenartiges Gepräge.

Nach dem Röten wurde der Flachs oder Hanf auf einer Wiese zum Trocknen ganz dünn ausgebreitet. Bei sonnigem Wetter war er nach 8—10 Tagen so weit, daß er gebrochen werden konnte. Dieses Brechen (Racken) geschah in der Weise, daß jedesmal eine handdicke Lage unter einem Werkzeug (Racke), das je drei übereinanderstehende bewegliche scharfe Hölzer, die mit der rechten Hand gegeneinander zu drücken waren, solange gleichmäßig durchgezogen wurde, bis die spröde äußere Schicht der Pflanze abgeblättert war und nur die brauchbare Faser zurückblieb.

Zu dieser Arbeit mußte sonniges Wetter abgewartet werden, da sonst die Pflanze nicht spröde genug wurde. Wenn das Wetter ungünstig war, mußte häufig dazu übergegangen werden, den

Flachs usw. auf offenem Feuer zum völligen Austrocknen zu bringen, bis er die erforderliche Sprödigkeit erhielt; dabei ging zur Freude der lieben Jugend manches Bund Flachs und Hanf in Flammen auf.

Schließlich wurde die Faser noch mit einem hölzernen flachen Brett (Schwinge) gestrichen. Durch dieses Schwingen wurde der Flachs und Hanf von den letzten noch anhaftenden Teilen der äußeren Schale befreit. Auch im elterlichen Hause wurde fleißig gesponnen. Die Großmutter spann, solange ihre gebrechlichen, gelähmten Hände es gestatteten, fast den ganzen Tag, abends spannen dann auch die Mutter und das Dienstmädchen. Es handelte sich aber nur um die Herstellung genügender Leinwand für den eigenen Bedarf, der nicht gering war.

Wenn genügend Garn zusammen gesponnen war, kam eine alte Weberin und quartierte sich mit ihrem großen Webstuhl auf 3—4 Wochen in dem Anbau des Stallgebäudes, den wir das „Neu“ nannten, ein. Sie saß vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf dem Webstuhl und ließ das Schiffchen durch das Garn schießen. Wir Kinder leisteten der alten Frau, die als zur Familie gehörig betrachtet wurde, viel Gesellschaft und taten auch manch kleine Handreichung.

Es wurde meist einfache Leinwand zur Wäsche gewebt, dann aber auch Leinwand mit grauer Wolle gemischt. Das gab einen Stoff, der dem jetzigen Kalki ähnlich war. Daraus wurden für die Jungen Hosen und Jacken durch den Hoffschneidermeister angefertigt; für den Vater fiel von diesem Stoff auch ab und zu ein Arbeitsrock ab. Von der einfachen weißen Leinwand wurde ein Teil stahlblau gefärbt und daraus für uns Jungen Hosen angefertigt. Die Kleidungsstücke aus diesen Stoffen waren ungewöhnlich dauerhaft, so daß nicht selten ein Rock vom Bruder Carl noch auf mich zum Auftragen überging, obwohl die Sachen nicht gerade geschnitten wurden.

Der erste Schneidermeister des Orts stellte die Kleidungsstücke für den Vater und uns Jungen im Hause her; sie entsprachen selbstverständlich hinsichtlich des Sitzes der — in Oesterweg — geltenden Mode. Da der Schneider manchmal wohl 14 Tage lang

bei uns im Hause arbeitete, hatten wir uns mit ihm angefreundet und jahen mit Vergnügen bei seiner Hantierung zu.

Für die weiblichen Mitglieder der Familie arbeitete auch eine Schneiderin im Hause; es wurde aber öfter in der Person gewechselt, so daß ich mir keine von ihnen mehr vorstellen kann. Anders war es mit dem Schneider, es war während meiner ganzen Kinderzeit immer derselbe. Es wird in dem kleinen Orte wohl heute noch so sein, daß die Frauen mit ihrer Schneiderin häufig wechseln, denn ich habe beobachtet, daß es in großen auch der Fall ist.

Das Leben der Bevölkerung der Gemeinde war im allgemeinen einförmig, Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, das war die Regel. Eine Abwechslung in das gewöhnliche Treiben brachte die fast alljährlich kommende Einquartierung. Meist kam Kavallerie oder Artillerie, Infanterie seltener.

Eines guten Tages kam aber mal Infanterie, ein ganzes Bataillon vom 15. Regiment wurde im Orte einquartiert. Die Mannschaften wurden von den Kindern der Bauern, denen wir uns mit Freude anschlossen, vom Verteilungsplatze abgeholt. Gegen Abend fanden sich zwei Füsilier im Schulhause ein und wollten den Vater sprechen, sie stellten sich als Schüler aus dem früheren Amtsorte des Vaters vor. Der Vater freute sich über die Kriegsknechte und ließ vorfahren, was die Küche bot. Nachdem die Eltern mit den jungen Soldaten alles Wissenswerte ausgetauscht hatten, verließ der unerwartete Besuch die Eltern, um die Quartiere aufzusuchen und am nächsten Morgen früh aufzubrechen. Da war keine Morgenstunde zu früh, wir mußten uns den Abzug der Soldaten ansehen, mit dem die gewöhnliche Stille im Ort wieder eintrat.

Ein anderes Bild erhielt auch der Ort, wenn in Bersmold Kirchmeß war. Früh zogen zahlreiche Bauern mit Rindvieh oder Pferden aus, die sie auf dem Markt verkaufen wollten. Bauern, die früh ohne Vieh zur Kirchmeß gingen, hatten die Absicht, solches zu kaufen. Mittags machte sich die liebe Schuljugend auf, um auch an den Freuden der Kirchmeß teilzuhaben. Jedes Kind erhielt bei uns zweieinhalb Silbergroschen von den Eltern, einen annähernd gleichen Betrag hatte man sich erspart, so daß wir uns für Krösisse

hielten und recht vergnügt dem Ziel unserer Freuden entgegenzogen. Was gab es auf der Kirchmeß aber alles zu sehen: Eine Menagerie, ein Wachsfigurenkabinett, eine Bude mit Kannibalen, ein Kasperletheater. Alle diese schönen Sachen konnte man nicht besichtigen, sonst würde für Karusselfahren und die Würselbude nichts übrig bleiben.

Die glitzernde Ausstattung der Schaubuden reizte gewaltig, ihren Inhalt anzusehen. Die Kannibalen taten es uns an. Ein Wilder — wahrscheinlich aus Herford stammend, wo derartig wanderndes Volk in großer Anzahl haupte, — fraß von einem noch nicht gerupften Huhn und gebärdete sich dabei, als wolle er die Zuschauer zerreißen. Ach, gern hätte man die Menagerie noch angesehen, zwei Silbergroschen waren schon hin und mit drei Silbergroschen ließ sich nicht mehr alles bestreiten, was man sich vorgenommen hatte. Dreimal Karusselfahren kostete auch einen Silbergroschen, so daß nur noch zwei Silbergroschen übrig blieben, die unbedingt zum Ankauf eines Geschenkes für die Mutter und die Großmutter angelegt werden mußten. Für diesen Zweck legten wir unsere Vermögensüberreste zusammen und erstanden neben ein paar Kuchen irgendeinen Gegenstand, von dem wir annahmen, daß wir zu Hause Freude damit bereiten würden. Gegen Abend wurde dann mit leeren Taschen heimwärts gezogen. Zu Hause bedauerten wir lebhaft, daß wir nicht mehr hätten mitbringen können, waren aber sehr befriedigt, wenn Mutter und Großmutter sich sichtlich über den gezeigten guten Willen freuten.

Abends zogen die Hausjöhne und Töchter und die Dienstboten zum Tanz aus. Zwischen den jungen Leuten der verschiedenen Gemeinden war bei dieser Gelegenheit in der Regel noch ein Strauß auszufechten, der manchmal schon lange Zeit hinausgeschoben war. Gelegentlich des Tanzes auf der Kirchmeß wurde dann in einer bösen Prügelei alles ausgeglichen.

Wenn die Eltern nach dem Kirchmeßtage ausgeschlafen hatten, kehrte das junge Volk in angeheitertem Zustande singend heim.

Die größte Aufregung herrschte in dem sonst so stillen Orte, wenn das Gemeindeglocklein durch häufiges dreimaliges An-

schlagen den Ausbruch von Feuer meldete. Da wurde die Gemeindespritze schleunigst aus ihrem Schuppen geholt und mit den am schnellsten zu habenden Pferden bespannt. Der Schmied des Ortes war als Spritzenmeister schnell zur Stelle, auch fanden sich 5—6 Personen zur Bedienung der Spritze bald zusammen. Diese führten nun in der Richtung des Feuers ab. Meist war nicht genau bekannt, wo das Feuer war, das war aber ganz gleich, es wurde mit aller Anstrengung versucht, die Spritze als erste auf den Brandplatz zu bringen. Der betreffenden Mannschaft winkte für diesen Fall eine Belohnung von zwei Tälern.

Hinter der Spritze drein lief fast alles, was laufen konnte; selbstverständlich war, daß wir Kinder nicht dabei fehlten, und wenn das Ziel nicht gar zu weit war, erreichten wir es, wenn auch bei der Heimkehr eine Tracht Prügel in sicherer Aussicht stand; wir waren dann doch dabei gewesen und konnten darüber mitsprechen.

Es waren fast immer große Brände, weil es sich meist um mit Stroh und Heu vollgepflanzte Wohnhäuser oder Scheunen handelte. Die großen Bauern hatten die Scheunen schon ganz getrennt von den Wohnhäusern aufgebaut, damit letztere nicht gefährdet werden sollten, wenn die Scheunen ein Raub der Flammen würden.

Über die Landschaft in der Bauerschaft Oesterweg möchte ich noch einiges nachtragen. Eingangs hatte ich schon gesagt, daß sie eben sei und von einem Bach, der alten Hassel, durchflossen werde. Die mit Bäumen und Sträuchern aller Art besetzten Ufer des Baches sind nur im östlichen Teil der Ortschaft, da wo sich die Mühlen befinden, ziemlich hoch. Durch den von Osten nach Westen fließenden Bach wird die Ortschaft in zwei ziemlich gleich große Teile geteilt, von denen der südliche keine so große Anzahl von Gehöften aufweist als der nördliche. Das ist darauf zurückzuführen, daß von dem südlichen Teil eine große Fläche aus moorigen Wiesen besteht. Die einzeln gelegenen, gut eingefriedeten Höfe sind meist von alten Eichen umgeben; auch Obstbäume findet man vielfach auf den Höfen angepflanzt. Die großen Bauern haben meist in unmittelbarer Nähe ihres Hofes einen Gemüsegarten mit zahlreichen Obstbäumen angelegt.

Die beim Hofe befindlichen Ländereien sind noch vielfach (früher allgemein) von Wallhecken umgeben, an denen häufig kleine Entwässerungsgräben entlangfließen. In den Wallhecken finden sich Eichen, Erlen, Birken, Weiden und mancherlei anderes Unterholz, das in der Regel alle 8—10 Jahre geschlagen wird; die Eichen läßt man zu stattlichen Bäumen heranwachsen. Der Entwässerungsgraben bildet häufig die Eigentumsgrenze.

Von den zu den Bauernhöfen gehörigen Ländereien liegt wenigstens ein geringer Teil rund um die Höfe. Die Wege von Gehöft zu Gehöft sind mit Hainbuchen oder Weißdornhecken eingefaßt. Kleine mit Erlen und Weiden umgebene Teiche (Rötegruben) finden sich durch den ganzen Ort zerstreut.

Wer den Ort von Süden nach Norden und von Osten nach Westen durchwandert, gewinnt infolge des häufigen Wechsels von Feld, Wald, Wiese und Wasser einen ungewöhnlich freundlichen Eindruck; die Landstraße darf man zu einer solchen Wanderung nicht wählen, weil sie den Charakter der Landschaft nicht wiedergibt.

Die Wiesen südlich des Baches liegen etwas tiefer als die Ländereien des nördlichen Ufers, sind infolgedessen bei hohem Wasser des Baches Überschwemmungen ausgesetzt. Bis über den Emsfluß im Münsterlande hinaus bilden die Wiesen dann eine Wasserovalfläche, die nur von Wegen und Wallhecken unterbrochen wird.

Landschaftlich sehr schön ist unbestritten der Bach in seinem Lauf von der Ortsgrenze bis ungefähr zur Mitte des Ortes. Da, wo der Bach in die Bauerschaft Oesterweg tritt, befindet sich eine Wassermühle, welche mit einer Dampfmühle vereinigt ist. Aus einem großen Mühlenbach, der von zahlreichen Wasservögeln belebt und von einem prächtigen Baumbestand umgeben ist, fällt das Wasser in die Schaufelräder. Die Mühle war mehr als eine halbe Wegstunde von der Schule entfernt, wir Kinder kamen deshalb nicht oft hin. Es hielt uns auch eine gewisse Scheu ab, die schön gelegene Mühle aufzusuchen. Der Grund dafür war in einem Unfall zu suchen, der sich in unserer Kinderzeit zutrug.

In Versmold war an einem Sonnabend Kirchmeß, von der das junge Volk aus der Mühle am frühen Sonntagmorgen heimkehrte.

Im Vorbeigehen an dem Kinderzimmer hörte man wohl ein Weinen, legte dem aber keine Bedeutung bei. Gegen sechs Uhr erwachte der Besitzer der Mühle, dessen Schlafzimmer von dem Zimmer der Kinder durch das Wohnzimmer getrennt war, er hörte das Jammern aus dem Kinderzimmer, stieg auf, um nachzusehen, und als er dann die Tür öffnet, strömt loses Getreide in großer Menge in das Wohnzimmer. Die Decke des Kinderschlafzimmers war von der Last des darüber aufbewahrten Getreides gebrochen und hatte drei Kinder und ein treues Kindermädchen verschüttet. Eine Tochter von 15 Jahren und ein Sohn von vier Jahren blieben am Leben. — Dieser Unfall setzte die ganze Gemeinde in tiefe Trauer; eines so traurigen Falles vermochten sich die ältesten Eingesessenen nicht zu entsinnen.

Verlassen wir die alte Mühle und gehen durch Äcker und Wiesen an dem so grün bewachsenen Bach abwärts, so gelangen wir nach einer Wanderung von 20 Minuten an die neue Mühle, etwa 10 Minuten vom Schulhaus entfernt. Hier habe ich manche fröhliche Stunde verlebt. Die Mühle gehörte einer Witwe, die zwei erwachsene Töchter und einen mir gleichaltrigen Sohn hatte, mit dem ich eng befreundet war.

Die Umgebung der Mühle — Feld, Wald, Wasser und Wiese — war ganz dazu angetan, Kinder zum fröhlichen Spiel einzuladen, und tatsächlich fanden sich auch noch Kinder aus der Nachbarschaft ziemlich regelmäßig ein. Es kam noch hinzu, es gab nirgends so wohlschmeckende Butterbrote als bei der Frau Müllerin, wir Kinder schätzten sie deshalb sehr hoch.

Der Mühlenbetrieb machte mir viel Freude, deshalb leistete ich meinem Freunde, der, als er etwas herangewachsen war, nicht selten einen Müllerknecht vertreten mußte, häufig in der Mühle Gesellschaft. Ich sah ihm die Kunst der Müllerei auch bald ab, so daß ich ihm manche Handreichung leisten konnte. Die meiste Freude hatten wir natürlich außerhalb der Mühle.

Im Hofgarten standen zwei große Birnbäume (Fettstielchen), die im Spätsommer regelmäßig mit vielen Tausenden von kleinen schmackhaften Birnen behangen waren. Wir hatten volle Freiheit, von den Bäumen, die wegen ihrer Stärke nicht gut zu besteigen

waren, durch Werken mit Stöcken und Steinen herunterzuholen, was uns beliebte; wie konnten wir da Birnen vertilgen! Wir hatten zu Hause ja auch sehr viel Obst, mehr als wir überhaupt verwerten konnten, aber unsere Birnen schmeckten nach unserer Ansicht längst nicht so gut als diejenigen in der Mühle.

Der Mühlenbetrieb unterliegt vielen Störungen; da sind die Steine öfter zu behauen, die Kammräder werden schadhaft oder auch die Schützen, die zum Aufstauen des Wassers dienen, werden undicht. Da erleidet der Betrieb immer eine Unterbrechung, die häufig ein völliges Ablassen des Wassers aus dem Mühlenteich notwendig macht. Diese Arbeiten werden möglichst in die Sommerzeit gelegt. Das gänzliche Ablassen des Wassers aus dem Mühlenteiche wurde für uns Kinder förmlich zu einem Fest. Das Einfangen der trocken gelegten Fische und das Absuchen des Wassers unterhalb der Räder, wohin man sonst nicht kommen konnte, machte großen Spaß.

In dem uns so lieb gewordenen Müllerhause trat, als ich etwa zwölf Jahre alt war, eine große Veränderung ein. Die Müllerin verheiratete sich wieder, was zur Folge hatte, daß die beiden erwachsenen Töchter nach Amerika auswanderten. Mein Freund blieb im Elternhause, gewann aber bei seinem starren Sinn nicht die Liebe des Stiefvaters. Das Verhältnis wurde noch schlechter, als aus der zweiten Ehe ein Söhnchen hervorging, das als Erbe der Mühle bestimmt wurde. Mein Freund suchte sich in der Fremde eine Stelle als Müllerknecht und entchwand damit meinem Gesichtskreis; was aus ihm geworden ist, habe ich später nicht erfahren können.

Von der mir so lieb gewesenen Neuen Mühle gelangt man bachabwärts in etwa zehn Minuten an eine hölzerne Brücke, auf der von uns Knaben die waghalsigsten Stürze ausgeführt wurden. Von dem Geländer der Brücke barfuß in das Bett des etwa einen Fuß hoch Wasser führenden Baches springen, war ein Scherz, der häufig ausgeführt wurde. Das Laufen auf dem etwa 15 cm breiten Geländer wurde auch mit großer Vorliebe ausgeführt. Vielen Spaß machte es aber jedesmal, wenn der Künstler das Übergewicht nach der Außenseite bekam und, ob er wollte oder nicht, in den nicht steinfreien Bach springen mußte.

Hinter der Brücke auf der Südseite des Baches liegt ein großer, schöner Bauernhof, auf dem ich auch häufig, aber nicht mit der Liebe, wie auf der Neuen Mühle, gespielt habe. Es waren in der Familie vier Söhne, der älteste war gleichaltrig, begabt, unangenehm ehrgeizig und launig. Sein Vater, ein intelligenter, im Orte aber sehr unbeliebter Bauer, suchte den Sohn schon in ganz jugendlichem Alter zu den höchsten Zielen anzuregen, was auch nicht ohne nachhaltige Wirkung blieb.

Dies alles würde für mich ganz bedeutungslos gewesen sein, wenn ich nicht dazu verurteilt gewesen wäre, vier Jahre zum großen Teil in der Gesellschaft des ältesten Sohnes zuzubringen und dabei mit ihm in der Schule einen Konkurrenzkampf aufzunehmen.

Ich habe mich redlich bemüht, es ihm gleichzutun, er war mir aber überlegen und so kam es, daß er mir nicht selten als Muster hingestellt wurde. Ich hatte anderthalb Jahre mit ihm zusammen beim Vater Unterricht in Französisch und Latein, dann kamen zwei Jahre Vorbereitung für das Gymnasium durch den Pfarrer Distelfeld in Bochhorst, wobei das erstrebte Ziel die Aufnahme in die Untersekunda war. Wir erreichten dies beide, mein Freund wurde aber schon nach einem halben Jahre in die Obersekunda versetzt, während ich nach Ablauf eines Jahres mit dem Zeugnis für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst von der Anstalt schied. Ich hatte mein Ziel auch erreicht und war ganz froh, das Gymnasium verlassen zu können. Mein Freund hat es hübsch weit gebracht, er starb im Jahre 1911 als Direktor eines Gymnasiums und Realgymnasiums.

Der Hof seines Vaters mit den dazu gehörigen Ländereien war in einem vortrefflichen Zustande, so daß jeder, der die Landstraße entlang zog, sich bei seinem Anblick freuen mußte. Hohe Eichen schlossen ihn vom Bach und der Landstraße ab. An den Hausgarten schloß sich eine sehr große Wiese, in der sich eine sehr tiefe Torfgrube mit hohen, senkrecht abgestoßenen Ufern befand.

Eines schönen Sommertages spielten wir Kinder auf der großen Wiese. Da kam eins auf den Gedanken, wir möchten uns auf dem grünen Teppich mit geschlossenen Augen um die Wette wälzen. Es ging los, ich blieb in gerader Richtung, da höre ich plötzlich in einiger

Entfernung einen schweren Gegenstand in die Grube fallen. Als ich die Augen aufschlage, vermiße ich meinen späteren Konkurrenten. Ein Blick nach der Torfgrube zeigte mir, was geschehen war. Schnell springe ich zur Grube, lege mich platt auf den Boden und warte auf das Wiedererscheinen des Verschwundenen. Er ließ nicht auf sich warten, im nächsten Augenblick erscheint er mit dem Kopf an der Oberfläche, so daß ich ihn eben erreichen kann. Ein Griff in die langen weißen Haare gab mir die Möglichkeit, den Freund so hochzuziehen, daß er meine Bemühungen durch Festhalten am Wiesengras unterstützen konnte und so wieder aufs Trockene kam.

Es hat damals wohl ein gutes Butterbrot und eine Tasse Kaffee mehr gegeben als sonst, behördliche Anerkennung habe ich nicht gefunden. Auch mein Freund hat den Fall wohl bald vergessen, denn er hat es mir nie Dank gewußt, daß ich ihn vor dem Tode des Ertrinkens bewahrt habe.

Wir müssen wieder zu unserem herrlich klaren Bach zurückkehren. Von der Brücke bachabwärts begann das Reich der Kinder des Lehrers. Hier herrschten sie selbstherrlich, ganz gleich, ob im Bach oder an seinen Ufern im Gehölz. Dieses Reich dehnte sich nach Westen weit aus, die Gehöfte verloren sich, wenigstens traten sie vom Bach ziemlich weit zurück, so daß man sich in der Einsamkeit seinen Liebhabereien: Fischen, Nusse- und Vogelnetzjuchten ungestört hingeben konnte. Vier Stege und Brücken überspannten den Bach noch in der Gemeinde, die Gehöfte hörten dann ganz auf und Wiese reichte sich an Wiese stundenweit bis ins Münsterland hinein.

Diese Wiesenlandschaft lag innerhalb der Gemeindegrenzen fast ausschließlich südlich des Baches, nördlich davon war gut kultivierter Sandboden, der ursprünglich wohl von derselben Beschaffenheit gewesen sein wird wie die Lüneburger Heide. Durch fleißige Bearbeitung und Zufuhr von Dungstoffen ist es möglich gewesen, so zahlreiche prächtige Ansiedlungen zu schaffen, wie sie heute vorhanden sind; manche von ihnen gleichen kleinen Rittergütern.

Über die Schulverhältnisse im Deisterweg der damaligen Zeit möchte noch einiges von Interesse sein. Solange der Vater

alleiniger Lehrer im Orte war, unterrichtete er etwas mehr als 200 Kinder, die Zahl blieb sich andauernd ziemlich gleich. Auch jetzt, wo vier Lehrkräfte angestellt sind, wird die Zahl der Schüler keine höhere sein, denn eine Zunahme der Bevölkerung ist auf dem platten Lande nicht eingetreten, eher das Gegenteil.

Trotz der großen Zahl der Schüler, die der Vater zu unterrichten hatte, wurde in der Schule Tüchtiges geleistet, was von der Kgl. Regierung schriftlich und in klingender Münze des öfteren anerkannt wurde. Eine zweite Lehrkraft wurde im Jahre 1867 eingestellt und damit dem Vater eine große Erleichterung geschaffen. Um das zweite Klassenzimmer herzurichten, mußte das Schulhaus umgebaut werden.

Bald nach der Versetzung des Vaters in den Ruhestand im Jahre 1879 genügte aber das erweiterte Schulhaus dem Bedürfnis nicht mehr, es wurde auf Anordnung der Regierung in der Nähe des alten ein neues gebaut. Das alte kam unter den Hammer und wurde von dem Wirt Lieker, meinem Freunde aus der Kindheit, erworben.



Neue Schule im Oesterweg

Eins von den alten Klassenzimmern wurde zum Tanzsaal umgewandelt, die Wohnräume im Erdgeschoß zu Mietswohnungen eingerichtet.

Als ich das alte Schulhaus, in dem meine Eltern in stiller Bescheidenheit 25 Jahre glücklich verlebt haben, vor einigen Jahren wieder sah, beschlich mich Wehmut ob der Veränderungen, die es erlitten hatte. Die Gestalt war wohl dieselbe geblieben, das Innere aber ganz verändert.

Draußen fehlte der Wetterhahn auf dem Dachfirst, vor dem Hause neben der Einfahrt stand der große Weinstock, der in guten Jahren Trauben zentnerweise geliefert hatte, nicht mehr. Die Trauereschenlaube vor dem Hause, in der der Vater gern auftreitende Gewitter beim Dampf der langen Pfeife solange beobachtete, bis ihn der Regen vertrieb, war nicht mehr vorhanden. Ebenso die Fliederlaube, in die wir Kinder uns so gern zurückzogen.

Das ist alles nicht mehr, mit Liebe gepflegte Stätten fand ich nicht. Auch die großen Obstbäume des Gartens standen nicht mehr, sie waren der Art zum Opfer gefallen. Wie lange wird es noch währen, bis der Knabe, der auf den alten Bäumen herumkletterte und in Haus und Garten in kindlichem Übermut tollte, nicht mehr sein wird? Oft genug hat ihn der Schnitter Tod mit seiner Sichel umspannt, aber immer wieder Pardon gegeben. Gott sei dafür gedankt, daß er mich meinen Lieben noch gelassen hat!

Aus der wehmütigen Stimmung heraus will ich zu einem freundlicheren Thema übergehen und erzählen, wie die Kinder in Oesterweg sich am Spiel ergötzen. Von vornherein möchte ich aber sagen, daß die Kinder von heute, namentlich in der Stadt, mit ihrem raffiniert ausgewählten Spielzeug nicht so freudenvoll und andauernd spielten wie wir mit den einfachsten Hilfsmitteln.

Wenn das Frühjahr ins Land kam und die im Sommer so sandigen Wege noch feucht und fest waren, kam das Kegelspiel (vielerorts auch Murmeln oder Knickern genannt) an die Reihe. Das Spiel wurde auf so verschiedene Weise ausgeführt, daß es zu weit führen würde, die verschiedenen Arten zu erzählen, ich will es daher nur kurz andeuten.

Es wurde von einer Gesellschaft von Knaben, die sich zum Spiel zusammenstatten, ein Einschlag von Regelfügelchen oder Knöpfen, die in ein einzelnes, oder in das mittlere von fünf und neun Löchern gelegt wurden, gemacht. Dann wurde von einem von allen bestimmten, etwas entfernt gelegenen Punkte eine Kugel nach dem Einschlagsloche geworfen. Jeder hatte seine Kugel dann mit gespanntem Daumen und Zeige- oder Mittelfinger in das Einschlagsloch zu knippen, der, dessen Kugel dem Loch am nächsten lag, zuerst, danach die andern. Wer seine Kugel zuerst in das Einschlagsloch knipste, erhielt den ganzen Inhalt (Pott genannt). Das Spiel wurde mit einem Eifer betrieben, als wenn es sich um Goldstücke handelte und nicht um Knicker oder alte Hosentröpfchen. Das Regelpiel endete mit Eintritt der warmen Witterung, wenn die Wege sandig und die Holzschuhe, die von allen Kindern getragen wurden, beiseite gelegt waren und barfuß gegangen wurde. Dann begann das schöne Burgballspiel, in dem Auge, Hand und Beine aufs beste geübt wurden.

Hier will ich auch ein Sommerspiel der Mädchen erwähnen, das „Fipseln“. Es ist ein Spiel mit hartem Gummiball und Würfeln, es kann nur auf festem Boden kneidend gespielt werden. Zu dem Ende fanden sich die Mädchen zu zwei oder drei auf der Hausdielen ein, um dem Spiel, das im Springenlassen des Balles und dem Ergreifen, Fallenlassen und Auswechseln der Würfel bestand, obzuliegen. Es war bei den schwierigeren Touren eine bedeutende Geschicklichkeit erforderlich, so daß man staunen mußte, wie die kleinen Hände die Handgriffe ausführten. Einzelne Mädchen waren dabei so geschickt, daß sie damit eine Nummer im Varietétheater hätten ausfüllen können. Bei den Knaben spielte im Sommer das Ringen auch eine große Rolle. Immer von neuem mußte festgestellt werden, wer der beste Ringer war, teils auf Kommando, teils freiwillig; ich schnitt immer gut dabei ab.

Wenn der Herbst herankam und der Boden wieder fester war, wurde wieder gefegelt und im Spätherbst ein für mutige Knaben — und das waren wir ja alle — geeignetes Spiel ausgeführt. Mit einer runden, im Durchmesser etwa 15 cm haltenden und 2 cm dicken Scheibe, die von einem Eichenstamm geschnitten war, wurde so auf den Boden geworfen, daß sie möglichst weit fortfließt. Es

handelte sich nun darum, die Scheibe, welche Treller genannt wurde, in ihrem Lauf aufzuhalten. Die in entsprechender Entfernung einander gegenüber aufgestellten Parteien waren zu dem Zwecke mit Stäben bewaffnet. Die Parteien rückten stets bis zu dem Punkte vor, wo die Treller der Gegenpartei aufgehalten war. Neben Stäben dienten auch die inzwischen wieder zu Ehren gelangten Holzschuhe zum Aufhalten der Treller. Dabei kam es vor, daß die Treller hochsprang und Verlebungen am Kopf hervorrief. Solange der Boden nicht gefroren war, konnte gegen das ganz interessante Spiel wenig eingewendet werden, sobald aber Frost eintrat und dadurch die Treller bei jedem kleinen Hindernis hochsprang, wurde es gefährlich und durch Vater verboten. Gewöhnlich hatte es dann aber schon blutige Köpfe gegeben, von denen aber kein Aufheben gemacht wurde.

Im Winter wurde der Eisport auf die einfachste Art betrieben; die mit 24 großknöpfigen Nägeln beschlagenen Holzschuhe waren so glatt wie das Eis selbst. Damit wurde bei kräftigem Anlauf und einiger Geschicklichkeit eine ziemlich weite Strecke auf dem Eis geschlündert (geschliddert). Wenn die Wiesen überschwemmt und gefroren waren, war es ein großes Vergnügen, sich auf den Holzschuhen mit einem Stab, der eine eiserne Spitze hatte, auf der großen Eisfläche mit großer Schnelligkeit fortzubewegen. Wir nannten diesen Sport „Prekeln“, bei ihm wurde das Eis durch das Einstoßen der eisernen Stabspitze leider sehr schnell verdorben.

Wenn Tauwetter eingetreten und das Eis schon soweit zerfressen war, daß es kaum noch betreten werden konnte, mußten wir unseren Mut doch noch betätigen und darüberlaufen, selbst wenn es wie Gummi unter den Füßen nachgab. Derjenige, der das Wagnis zuletzt ausführte und dabei einbrach, war der Held des Tages. In der Regel ging es ja mit nassen Füßen ab und die wurden, wenn der Unfall vor der Schulstunde eintrat, während des Unterrichts wieder trocken. Einmal war nach längerem starken Frost Tauwetter eingetreten und auf unserem Fischteich hatte sich eine runde Scholle gebildet, die wir mit Stangen von der Mitte nach dem Ufer schoben. Mein Bruder Wilhelm, mein Müllerfreund und ich betraten dann die Scholle, ruderten auf die Mitte des Teiches, tanzten

und sprangen und ließen uns von den am Ufer Stehenden bewundern. Plötzlich zerbarst die Scholle in mehrere Stücke und die drei Helden versanken im Wasser. Mein Bruder ergriff beim ersten Aufstauchen eine ihm gereichte Stange, an der er sich aus dem Wasser ziehen ließ. Mein Müllerfreund, der eine ganze Zeit unter den kleinen Schollen unsichtbar gewesen war, fasste meinen Bruder am Rocksoß und ließ sich mitherausziehen. Ich hatte die Geistesgegenwart, mich nach dem Wiederaufstauchen auf eine kleinere Scholle zu schwingen und auf ihr ans Ufer zu rudern.

Der Fall ereignete sich früh vor der Schule. Naß von oben bis unten, blieb uns nichts übrig, als sofort nach Hause zu gehen und unser Mätzgeschick zu beichten. Wir wurden alle drei umgekleidet, mit heißen Getränken versehen und hinter den Ofen gesetzt, wo wir das Ende der Schultunde erwarteten. Zu unserer größten Freude und Überraschung war der Vater sehr milde gestimmt, er hielt uns wegen des Übermuts eine längere Rede, aber die erwartete Tracht Prügel blieb aus; am Nachmittag waren wir wieder die alten, zu jedem übermüdigen Streich bereit.

Bei Schneefall entbrannte regelmäßig ein heftiger Schneeballkrieg. Die Knaben aus dem oberen und unteren Teile des Ortes bildeten je eine Partei unter den Namen „die Börmern (oberen) und Nierren (niederer).“ Es wurde dabei mit solcher Heftigkeit gekämpft, daß es der Vater sich nicht versagen konnte, dem Kampfe mit großem Interesse zu folgen und durch Klopfen mit einem Schlüssel an das Fenster dem Kampfe ein Ende zu bereiten, wenn er ausartete. An diesen Kämpfen und an allen Spielen vor Beginn der Schule und während der Pausen nahmen wir immer den tätigsten Anteil. Wir unterschieden uns von den Bauernkindern nur dadurch, daß wir Jacken und jene Röcke mit Schößen trugen.

Wenn die Schulstunden vorüber und wir an den schon erwähnten Nachmittagen der Aufsicht des Vaters ganz entzogen waren, vertrieben wir uns die Zeit auf die mannigfaltigste Weise. Im Frühjahr durchstreiften wir Hecken und Büsche, um Vogelneester zu suchen, im Sommer war der Bach unser stetes Ziel. Die Fischerei in demselben war zwar verpachtet, der Pächter hatte aber nichts dagegen, daß fischte, wer Lust hatte. Er selbst fischte im Sommer

nur einmal einige bestimmte Stellen ab und freute sich, wenn wir ihm dabei behilflich waren und Interesse für die Sache zeigten.

Unser einziges Fischgerät war die Gabel, mit ihr erlegten wir fast ausschließlich Hechte, die meist in tieferem Wasser stehen und sich auf andere Weise ohne bessere Hilfsmittel schlecht fangen lassen. — Es ist mir mit einem in tiefem Wasser gestochenen Hecht einmal sehr schlecht ergangen. Die Gabel durfte nach erfolgtem Stoß nicht hochgezogen werden, weil zu befürchten stand, das Tier könnte sich von der Gabel losreißen und abgehen. Ich mußte deshalb in die Tiefe fassen und den Hecht mit den Händen an die Oberfläche bringen. Dabei geriet ich mit einem Finger in das Maul des Tieres und konnte den Finger nicht wieder zurückziehen. Dies war nicht eher möglich, bis mein Bruder Wilhelm mit zwei Stäbchen dem Tier das Maul aufbrach. Mein Finger blutete aus hunderten von kleinen Wunden und schmerzte sehr. Infolge dauernden Spülens in kaltem Wasser hörte die Blutung auf und wir zogen mit der Beute, einem dreipfundigen Hecht, heim, hocherfreut trotz meines Mätzgeschicks.

An heißen Tagen wurde im Bach fleißig gebadet, häufig drei- bis viermal an einem Tage, es war auch wirklich ein Genuss, sich in dem klaren Wasser zu tummeln.

Bei allem Wasservergnügen vergaßen wir auch nicht, die Erdbeeren und Kirschen im Garten sowie die Beeren im Walde heimzusuchen.

Ich will noch auf das Suchen der Vogelneester im Frühjahr zurückkommen, denn das war ein ganz besonderer Sport für uns. Wir machten dabei Züge weit in die Heide hinaus; unser kleiner brauner Hund, „Almi“ geheißen, war unser steter treuer Begleiter.

Es genügte uns zu wissen, wo dieser oder jener Vogel sein Nest gebaut hatte, und es erfreute uns sehr, wenn wir bei einem späteren Besuch Junge vorfanden. Krähen und Elternester wurden ausgenommen, solange Eier darin waren. Bei einem Zug in die Heide, bei dem auch Jagd auf die zahlreichen schädlichen Eichhörnchen gemacht wurde, stieß mir mal ein kleines Mätzgeschick zu. Wir hatten ein Eichhäuschen solange von Baum zu Baum gejagt, bis es sich auf eine einzelnstehende Kiefer verlaufen hatte. Almi hielt unter

dem Baum scharfe Wacht, mein Bruder Wilhelm kletterte auf den Baum und trieb das Tierchen bis in die äußerste Spitze, aus der es sich durch einen kühnen Sprung in die Tiefe zu retten suchte. Es wurde aber von Alni sofort ergriffen und erwürgt.

Dies Stück war nach unserer Meinung gut ausgeführt. Da entdeckten wir auf einer anderen hohen Kiefer ein Krähenneist; ich war an der Reihe festzustellen, was darin war. Kein Baum war für mich zu hoch oder zu glatt, ich war immer bald oben. Inhalt: vier Eier! Bring sie doch mit herunter, schallte es von unten. Das war aber leicht gesagt, ich hatte nur Hemd und Hose an, ich mußte die Eier also in die Hosentaschen stecken. Mit dieser zerbrechlichen Ware baumabwärts klettern, ohne sie zu beschädigen, war nicht leicht. Das Pech ereilte mich denn auch sehr bald, ich hatte Röhrei in den Taschen, aber was für welches? Die Eier waren faul und verbreiteten einen entsetzlichen Gestank. Unten angekommen, war bald ein Entschluß gefaßt, den Schaden zu beseitigen, Hemd und Hose wurden ausgezogen und im nahen Graben gewaschen. Ich nahm zuerst ein Bad im Graben und darauf ein Sonnenbad. Die gewaschenen Kleidungsstücke wurden in der Sonne zum Trocknen aufgehängt und nach etwa einer Stunde waren sie soweit trocken, daß ich sie wieder anziehen konnte. Ich brauchte wohl nicht besonders erwähnen, daß ich wegen des Falles von seiten meiner Geschwister, die zu Neckereien nicht minder aufgelegt waren als ich selbst, viel Spott zu erleiden hatte. Die Neigung zu Neckereien haben wir von unserer stets dazu aufgelegten Mutter geerbt.

Im Herbst kamen für uns die Obstfreuden. Sobald die Äpfel und Birnen reiften, hatten wir im Garten mit dem Pflücken, Sammeln des gefallenen Obstes und dem Fortschaffen desselben viel zu tun. Für die großen Mengen des Obstes hatten wir gar keine Verwendung, wir verschenkten viel an Familien, die kein Obst hatten, ein Teil auch wurde an die Schweine verfüttert. Im Winter tummelten wir uns im Schnee recht tüchtig, formten Schneemänner, fuhren Schlitten auf einem mit eigener Hand hergestellten primitiven Gefährt, bei Eiswetter schlunderten und prekelten wir, je nachdem das Eis gerade beschaffen war. So genossen wir die Winterfreuden in vollen Zügen. Nachmittags nach

vier Uhr fand sich alles zum Kaffee trinken ein. Es schmeckte immer vorzüglich, gleichgültig, ob Roggen, Gerste, Eicheln oder auch wirklicher Kaffee den Grund bildete.

Es bot so jede Jahreszeit für uns Kinder ihre besonderen Vergnügungen, die wir in reichem Maße genossen haben; die Erinnerung daran ist unauslöschlich. Jetzt, wo der ehemalige weißköpfige Knabe wieder weiß geworden ist, denkt er gern an die herrliche Kinderzeit zurück. Wenigen wird es vergönnt sein, eine so frei-fröhliche Kindheit zu verleben, wie sie den drei jüngsten Kindern des Lehrers Kämper in Oesterweg beschieden war.

K

Preußdruck
Berlin S 14